

# WORKING PAPERS

08 *theories & commitments*

## **Erfahrungen mit Interdisziplinarität**

**Martin Dürnberger und Clemens Sedmak**

University of Salzburg/Austria  
Poverty Research Group

FWF (AUSTRIAN SCIENCE FUND):  
RESEARCH PROJECT Y 164

Juni 2004

# **“Theories and Commitments” is the Series of Working Papers of an interdisciplinary research group.**

Editor: Clemens Sedmak

"Theories and Commitments" is the Series of Working Papers of an interdisciplinary research group. We are focussing on

- a)analyzing the foundations of theories and the construction of theories in the humanities and the social sciences
- b)exploring the connection between theories and (both epistemic and ethical) commitments
- c)tackling questions of interdisciplinarity and comparative epistemology

These Working Papers are intended to be points of reference for discussion:

"Administrative and bureaucratic practice has disseminated the terms ,working papers' or, notably in American idiom, ,position papers'. These terms could be useful in defining a certain stage and style of intellectual argument. A 'working' or a 'position' paper puts forward a point of view, an analysis, a proposal, in a form which may be comprehensive and assertive. It seeks to clarify the 'state of the art' at some crucial point of difficulty or at a juncture from which alternative directions can be mapped. But its comprehension and assertiveness are explicitly provisional. They aim at an interim status. They solicit correction, modification, and that collaborative disagreement on which the hopes of rational discourse depend. A 'working paper', a 'position paper', is one which intends to elicit from those to whom it is addressed a deepening rejoinder and continuation" (George Steiner)

In this sense, we would be grateful for any comments and feedback.

## Contact:

Prof. Clemens Sedmak  
Department of Philosophy  
Franziskanergasse 1, A – 5020 Salzburg, Austria/Europe  
clemens.sedmak@sbg.ac.at

Please visit our homepage: [www.sbg.ac.at/phi/projects/theorien.htm](http://www.sbg.ac.at/phi/projects/theorien.htm)

ISSN 1728-0494



## **Einführung**

**Erfahrungen mit Interdisziplinarität: „High theory“  
und „folk experience“** ..... 7

*Clemens Sedmak*

## **Was ist Interdisziplinarität?**

**Ein Überblick über 31 Antworten.**

*Martin Dürnberger*

<b>Einleitung</b> .....	11
<b>0. Arbeit an einer Gebrauchsdefinition</b> .....	12
0.1 Grundlegende Einordnungen und Beschreibungen .....	12
0.2 Abgrenzungen: Multi-, Para-, und Transdisziplinarität .....	15
0.3 Ein Merksatz zur Gliederung .....	16
<b>1. Die Wissenschaftlichkeit interdisziplinären Arbeitens</b> .....	17
1.1 Das Problem einer Theorie der Interdisziplinarität .....	17
1.2 Das Problem fehlender Qualitätsstandards .....	18
1.3 Das Problem fehlender Wissenschaftskriterien .....	19
1.4 Das Problem fehlender Foren .....	20
1.5 Fazit .....	20
<b>2. Zu Fragen der Zusammenarbeit</b> .....	21
2.1 Lose und enge Kooperationen .....	21
2.2 Überlegungen zu Voraussetzungen .....	23
2.2.1 Ausbildung für das interdisziplinäre Arbeiten .....	23
2.2.2 Einführung in das interdisziplinäre Arbeiten .....	25
2.3 Überlegungen zur Vorbereitung .....	26
2.3.1 Notwendige Klärungen .....	26
2.3.2 Mögliche Vorstudien .....	28
2.4 Nutzen und Mehrwert .....	29
2.4.1 Unmittelbarer Mehrwert .....	29
2.4.2 Mittelbare Effekte .....	30
2.5 Fazit .....	32

<b>3. Die Bedeutung der Disziplinen</b> .....	33
3.1 Fachliches Expertentum .....	33
3.2 Die Funktion der Disziplinen .....	35
3.2.1 Identitätskonstruktion .....	35
3.2.2 Orientierungshilfe .....	35
3.2.3 Qualitätssicherung .....	36
3.3 ‚Disziplinäre‘ Hindernisse .....	36
3.4 ‚Disziplinäre‘ Ressentiments .....	37
3.5 Fazit .....	38
<b>4. Die Bedeutung sozial-menschlicher Qualitäten</b> .....	39
4.1 Die fundamentale Bedeutung sozialer Kompetenz .....	39
4.2 Der Begriff der Offenheit .....	41
4.3 Vertrauen, ‚Chemie‘ und Freundschaft .....	42
4.3.1 Vertrauen als Grundvoraussetzung .....	42
4.3.2 Die ‚Chemie‘ des Teams .....	43
4.3.3 Vom Wert der Freundschaft .....	44
4.4 Exemplarische vor- bzw. nachteilige Eigenschaften .....	45
4.4.1 Geduld, Entspannungtheit und Aufrichtigkeit .....	45
4.4.2 Fixierung, Egozentrik und Eitelkeit .....	46
4.5 Fazit .....	47
<b>5. Wissenschaftsorganisation und Ressourcenprobleme</b> .....	48
5.1 Finanzquellen und Geldflüsse .....	48
5.2 Karriereprobleme .....	51
5.3 Zeitrahmen .....	52
5.4 Änderungsvorschläge .....	53
5.5 Fazit .....	55
<b>6. Fragen der Koordination und Organisation</b> .....	56
6.1 Moderations- und Koordinationsfragen .....	56
6.1.1 Wie notwendig sind Moderatoren? .....	56
6.1.2 Was muss eine Moderatorin können? .....	58
6.2 Exemplarische Koordinationsmomente .....	59
6.2.1 Teamzusammenstellung .....	59
6.2.2 Bürokratie .....	60

6.2.3	Rahmungen und Fixierungen .....	60
6.2.4	Überblick .....	61
6.3	Treffen und Besprechungen .....	62
6.3.1	Bedeutung .....	62
6.3.2	Gestaltung .....	63
6.3.3	Relativierung .....	64
6.4	Örtlichkeiten und Treffpunkte .....	64
6.4.1	Bedeutung .....	64
6.4.2	Gestaltung .....	66
6.4.3	Relativierung .....	66
6.5	Fazit .....	67
<b>7.</b>	<b>Zum Verhältnis der Disziplinen .....</b>	<b>67</b>
7.1	Vorüberlegungen: Anzahl .....	67
7.2	Das <i>ancilla</i> -Modell .....	68
7.3	Das Partner-Modell .....	69
7.4	Philosophie als eine Brückenbauerin? .....	70
7.5	Fazit .....	72
<b>8.</b>	<b>Das Problem und seine Lösung .....</b>	<b>73</b>
8.1	Überforderung einer Disziplin .....	73
8.1.1	Anlass und Motivation: Leiden an der Unzufriedenheit .	73
8.1.2	Die Problemhändigkeit des Materialobjekts .....	74
8.2	Arbeit an gemeinsamer Sprache und Verständnis .....	76
8.2.1	Das Problem verschiedener Sprachen .....	76
8.2.2	Das Problem verschiedener Denkmodelle .....	78
8.3	Orientierung an Lösung und Produkt.....	79
8.3.1	Eine ‚synthetische‘ Lösung .....	80
8.3.2	Vermittlungsfragen .....	82
8.4	Fazit .....	83
	<b>Fazit: Muss oder Luxus? .....</b>	<b>84</b>

Die Gliederung orientiert sich an einem Gebrauchsverständnis von Interdisziplinarität, das sich anhand der Angaben in den Interviews folgendermaßen formulieren lässt:

Der Begriff ‚Interdisziplinarität‘ bezeichnet eine Form

- (1) wissenschaftlichen
- (2) Zusammenarbeitens,
- (3) bei der sich Experten (die innerhalb von Disziplinen qualifiziert sind)
- (4) auf Basis gegenseitiger Anerkennung und gegenseitigen Vertrauens
- (5) im Rahmen wissenschaftsorganisatorischer Voraussetzungen und nach Maßgabe vorhandener Ressourcen
- (6) koordiniert und
- (7) prinzipiell gleichrangig in Teams
- (8) mit einem Problem beschäftigen,
  - (a) das von einzelnen Disziplinen nicht adäquat erfasst werden kann,
  - (b) über das es ein gemeinsames Verständnis herzustellen gilt und
  - (?) für das eine ‚synthetische‘ Lösung (= ein Produkt) entwickelt werden soll.

*Hinweis:* Die eingefügten Ziffern entsprechen der Kapitelzählung der Gliederung; damit lassen sich einzelne Abschnitte leichter in die zugrunde liegenden Problemstellung – nämlich: ‚Was ist Interdisziplinarität?‘ – einordnen und verlieren ihre ‚Bodenhaftung‘ nicht.

## **Einführung**

### **Erfahrungen mit Interdisziplinarität: „High theory“ und „folk experience“**

*Clemens Sedmak*

Interdisziplinäre Zusammenarbeit wird ermuntert und begrifflich nahezu unter Rahmenbedingungen „politischer Korrektheit“ verwendet. Ähnlich wie es im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit sinnvoll scheint, die Begriffe „Nachhaltigkeit“, „Angepasstheit“, „empowerment“ zu verwenden, so dürfte es im Kontext der Wissenschaftspolitik angebracht sein, von „Interdisziplinarität“ zu sprechen. In einem früheren Working Paper (Theories and Commitments 1) wurden einige Bausteine zu einer Theorie von Interdisziplinarität zusammengetragen. In einem nächsten Schritt geht es um die Erfahrungen, die interdisziplinär arbeitende Menschen gemacht haben und machen. Dieser Frage nach „Erfahrungen mit Interdisziplinarität“ geht dieses Working Paper nach. Auf der Grundlage von mehr als 30 qualitativen, leitfadenorientierten Interviews wurde der Frage nach Erfahrungen mit Interdisziplinarität nachgegangen. Das Working Paper ist auf arbeitsteilige Weise entstanden – Projektkonzeption, –idee und –begleitung sind von mir zu verantworten, Lukas Welser hat die Interviews durchgeführt, Martin Dürnberger hat die Auswertung der Interviews übernommen.

Die Frage nach Erfahrungen mit Intellektualität ist nicht mit der Frage nach Begriff und Theorie von Interdisziplinarität gleichzusetzen: In der Religionswissenschaft, um dies zu verdeutlichen, unterscheidet man gern zwischen „high religion“ und „folk religion“: Erstere ist die offiziell gelehrte und auch institutionell verankerte Religion mit entsprechender Doktrin, letztere ist die gelebte Religion, die Religiosität „des Volkes“. Ähnlich kann man zwischen theoretischen Entwürfen, die im Vakuum von Idealtypen und „best examples“ angesiedelt sind, und praktischen Umsetzungen von Interdisziplinarität differenzieren. Der Qualität dieser Differenz wollte dieses Working Paper nachgehen.

Zur „Theorie der Interdisziplinarität“ darf ich an dieser Stelle nur anmerken, dass eine Theorie der Interdisziplinarität sowohl (i) von der Theorie der Universität und Intellektualität als auch (ii) von der Theorie der In-

erulturalität profitieren könnte. (i) Nach John Henry Newmans *Idea of a University* hat eine Universität den gesamten Wissenskosmos abzudecken und so etwas wie „Bildung“ zu befördern, eine Fähigkeit des „souveränen Intellekts“, der den Überblick über die einzelnen Disziplinen nicht verliert. In der Geschichte der Theorie der Intellektualität spielt der Gedanke, dass Intellektuelle „Dilettanten“ sind, die im Gegensatz zu Spezialisten eine „Generalkompetenz“ mitbringen, eine wichtige Rolle. Edward Said hat in seinen Reith Lectures von 1993 darauf aufmerksam gemacht. Das bedeutet, dass eine bestimmte intellektuelle Formung interdisziplinäres Arbeiten begünstigt. Auf eine Kurzformel gebracht: Bildung ermöglicht Interdisziplinarität. Ich verstehe dabei Bildung als Bündel von Entscheidungsfreiheiten, jene Fähigkeit auszubilden und Möglichkeiten zu nutzen, die nötig sind, um relevante Fragen zu stellen und wohlherwogene Urteile fällen zu können. So würde ich vorschlagen, die Diskussionen um Bildung, Universität und Intellektualität mit der Diskussion über Interdisziplinarität zu verknüpfen. Das Wort Hegels, dass Bildung die Fähigkeit sei, Dinge von einem anderen Standpunkt aus zu sehen, mag hier Orientierung stiften. (ii) Die großen Themen der Theorien über Interkulturalität (Kategorien des „Fremden“ und „Anderen“, Respekt vor Alterität, Prinzipien epistemischer Gleichrangigkeit verschiedener Kulturen, Emanzipation von Zentrismen) sind allesamt für eine Theorie der Interdisziplinarität von Interesse. Jede Disziplin bildet eine Kultur heraus, die nicht nur in soziologischer, sondern auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht spezifiziert werden kann – daher kann Karin Knorr-Cetina auch von „epistemic cultures“ sprechen. In theoretischer Hinsicht viel versprechend scheint mir in diesem Zusammenhang der Begriff der „Gastfreundschaft“; interdisziplinäres Zusammenarbeiten erfordert so etwas wie „intellektuelle Gastfreundschaft“. Was George Steiner in seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung des Börne-Preises („Wir alle sind Gäste des Lebens und der Wahrheit“; *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Feuilleton 31.5.2003, 39) gesagt hat, ist im Hinblick auf Interdisziplinarität in hohem Maße bedenkenswert: „Die Menschen sind gegenseitig Gäste und Wirte, so wie beide Gäste des Lebens sind ... Wie soll sich ein Gast seinem Wirt gegenüber benehmen? Er soll versuchen, alles, was er kann, über die Gebräuche, die Überzeugungen, den Glauben des Gastgebers zu erlernen, auch, soweit möglich, seine Sprache. Soweit sie nicht moralisch ungerecht sind, soll der Gast den Gesetzen seiner Gaststätte Gehorsam leisten. Was in seiner ei-

genen Macht liegt, soll der Gast zum Wohlsein, zum kulturellen Besitz, zum Wohlstand seines Wirtes beitragen ...“. Diese Gedanken sind auch für die intellektuelle Gastfreundschaft, die jemand im Rahmen interdisziplinären Arbeitens empfängt und gewährt, von Relevanz. Was Steiner in der weiteren Folge über Juden sagt, kann auch für Intellektuelle gelten, wird doch ein intellektueller Mensch als jemand charakterisiert, der allein der Wahrheit verpflichtet ist: „Weil er immer vertrieben wurde, weil er nirgends zu Hause war, weil seine einzige wahrhaftige Heimat ein Text war, die Tora, ist der Jude, *per definitionem*, ein Gast auf dieser Erde, ein Gast unter den Menschen. Es ist seine Aufgabe, der Menschheit als Beispiel, als Vorbild dieses Zustandes zu dienen. Es ist seine Pflicht, zu zeigen, daß auch andere Menschen, scheinen sie auch noch so verwurzelt, Gäste von einander und des Lebens sind ... Er muß beweisen, daß es überall auf dieser Erde interessant ist, zu leben, zu arbeiten und, vor allem, zu lernen ... Er kann, er muß im Allmenschlichen pilgern. Auf seinem Visum steht: *nihil humanum alienum mihi*, nichts Menschliches ist mir fremd.“ Dieser Gedanke erinnert an Max Horkheimers Rektoratsrede, in der er eine Universität dadurch charakterisiert, dass sie das Menschliche mit all seinen Möglichkeiten aufrechterhalten müsse. Diese beiden Schienen also – Theorien von Universität/Intellektualität und Interkulturalität – scheinen mir für eine Theorie interdisziplinärer Verständigung wichtig und fruchtbar zu sein.

Kommen wir zu den Erfahrungswerten: Die Erfahrungen mit Interdisziplinarität machen darauf aufmerksam, dass der Wissenschaftsbetrieb drei große Hindernisse auf dem Weg zu interdisziplinärem Arbeiten ausweist: den Verdacht der Abtrünnigkeit bzw. des Dilettantismus, die Gefahr, sich auf einem niedrigen Niveau auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu einigen, und die Gefahr der Selbstüberforderung. Dazu kommen Schwierigkeiten im Sinne des zeitlichen Mehraufwands und der Verschiedenheit von Sprachen, Denkmodellen und Methoden. Interdisziplinäres Arbeiten ist eine Form der Kommunikation, die in der Regel im Rahmen eines Teams erfolgt, und damit auf entsprechende Fähigkeiten und Einstellungen angewiesen ist: Es ist notwendig, von der eigenen Eitelkeit Abstand zu nehmen, kritikfähig zu sein, und die eigene Disziplin und die eigene Person in das Team integrieren zu können. Geduld, Entspanntheit, Aufrichtigkeit, eine Offenheit hin auf Neues und Mut zum Dilettantismus wurden als Eigenschaften genannt. Ein Team kann nach Aussage

der Interviewpartner/innen nur arbeiten, wenn Vertrauen gesichert und Verlässlichkeit eingebracht wird. Die Faktoren „Freundschaft“ und „Humor“, die in diesem Zusammenhang genannt wurden, deuten auf die Sinnhaftigkeit einer „kulturalistischen Begründung“ von Wissenschaft hin, die wissenschaftliches Arbeiten in kulturellen Zusammenhängen begreift, und Wissenschaft als Form von Kultur ansieht. Dies zeigt sich auch in den konkreten praktischen Überlegungen, die ein Gelingen interdisziplinären Arbeitens erleichtern sollen: Regelmäßigkeit und Strukturen der Zusammenarbeit, „neutrale“ Moderation, Überblick über den Arbeitsprozess in Gestalt eines entsprechenden Informationsflusses. Vier Vorteile interdisziplinären Arbeitens, die im Lauf der Interviews genannt wurden, erscheinen besonders erwähnenswert: Interdisziplinäres Arbeiten öffnet den Horizont, erzeugt aufgrund der Berücksichtigung vieler verschiedener Perspektiven einen „Mehrwert“, baut Hierarchien ab und entlastet aufgrund des Arbeitens in einer nicht disziplinär besetzten Nische von Konkurrenz.

Kernbegriff bleibt der Begriff der „Disziplin“ – mit einer Disziplin sind institutionelle Rechte und Verpflichtungen, wissenssoziologische Dynamiken, Klassiker und „best examples“, Standardmodelle und die Möglichkeit der Spezialisierung verbunden. Eine Disziplin bietet eine akademische und wissenschaftliche „Heimat“ und damit auch die Grundlage für Identität in der wissenschaftlichen Arbeit. Es scheint daher sinnvoll, darüber nachzudenken, den Diskurs über Identität mit dem Diskurs über Interdisziplinarität zu verknüpfen. Kant hat in seinem „Streit der Fakultäten“ dazu Bedenkenswertes gesagt. Mit dieser Hommage an den im Jahr 2004 zu Ehrenden darf ich diese einleitenden Bemerkungen beschließen.

## Was ist Interdisziplinarität?

### Ein Überblick über 31 Antworten.

*Martin Dürnberger*

### Einleitung

Dieses *working paper* gibt einen Überblick über 31 Antworten auf die Frage ‚Was ist Interdisziplinarität?‘ Basis für diese Zusammenschau, was von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftern unter Interdisziplinarität *de facto* und aufgrund alltäglicher Erfahrungen verstanden wird, sind 31 dreißig- bis sechzigminütige Interviews, die zwischen Mai und Juli 2003 von Lukas Welser geführt wurden. Kriterien für die Wahl der Gesprächspartner waren, a) dass diese auf Erfahrungen mit interdisziplinären Kooperationen zurückgreifen konnten, b) breit gestreut von verschiedenen Universitätsstandorten und Forschungseinrichtungen kamen und c) nach Möglichkeit in unterschiedlichen Disziplinen beheimatet waren. So wurden etwa Theologen ebenso wie Wirtschaftstheoretiker, Anthropologen ebenso wie Regionalforscherinnen, und Philosophen gleichermaßen wie Politikwissenschaftler, Soziologinnen oder Biologen befragt.

Ziel dieser Interviews waren nicht theoretische Vergewisserungen, sondern ein buntes, erfahrungsgesättigtes Bild dessen, was unter Interdisziplinarität verstanden wird, welche Probleme sich damit im Alltag ergeben oder welche Hinweise es bei dieser Form von Kooperation zu berücksichtigen gilt. Der vorliegende Überblick ist den Gesprächen insofern verpflichtet, als es primär nicht um theoretische Aufschlüsselungen, sondern den Fokus auf Erfahrungen geht: Die Interviews werden nicht anhand von Theorien der Interdisziplinarität zusammengestellt, gelesen oder solchen zugeordnet; vielmehr sollen aus den Gesprächen heraus Gesichtspunkte und übergreifende Momente gewonnen werden, die eine Gliederung ermöglichen und ohne ‚theoretischen Unterbau‘ (im engen Wortsinn) auskommen – bzw. einen solchen ebenso wenig anstreben. In diesem Sinne stellt dieser Beitrag die Gedanken und Überlegungen der Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen also weder unter deduktiven noch induktiven Gesichtspunkten zusammen; vielmehr wird eine explizit deskriptive Perspektive verfolgt. Relevant sind primär Erfahrungen mit Interdis-

ziplinarität, nicht eine bestimmten Theorien der Interdisziplinarität verpflichtete Ver- oder Auswertung.

Ziel dieses *papers* ist eine systematische Beschreibung jener Verständnisse, Ansichten, Beobachtungen, Bemerkungen, Überlegungen und Hinweise zur Interdisziplinarität, wie sie in den 31 Interviews zur Sprache kommen und als wesentlich für den Begriff der Interdisziplinarität erachtet werden.<sup>1</sup>

## 0. Arbeit an einem Gebrauchsverständnis

*Was verstehen Sie unter Interdisziplinarität – welches Gebrauchsverständnis von Interdisziplinarität haben Sie?* Diese Fragen bildeten jeweils den Gesprächsaufakt in den 31 Interviews; hier sollen sie den Ausgangspunkt für eine Zusammenfassung der Gespräche bieten: Anhand der Antworten, die in der Regel trotz unterschiedlicher Akzentuierungen relativ ähnlich gelagert sind, werden Gesichtspunkte und Kategorien entwickelt, um Bemerkungen, Hinweise und Anregungen aus den Gesprächen anzuordnen und einzuteilen; sie werden, ergänzt um immer wiederkehrende Momente aus späteren Gesprächsteilen, das Gerüst dieser Arbeit abgeben. Über eine Gebrauchsdefinition, zusammengetragen aus den Interviews, wird so zwar keine Definition, aber eine Art ‚Merksatz‘ gewonnen, der wesentliche Momente von Interdisziplinarität berücksichtigt und die Vielfalt der zur Sprache gebrachten Erfahrungen ordnet.

### 0.1 Grundlegende Einordnungen und Beschreibungen

Die häufigste Antwort auf die Frage nach einem Gebrauchsverständnis war die Einordnung von Interdisziplinarität als einen Fall von *Zusammenarbeit von Wissenschaftern aus unterschiedlichen Disziplinen*: „die

---

<sup>1</sup> Zur Zitation: Die Gespräche liegen in einer ca. 200-seitigen Transkription vor, die als Bezugspunkt dient; zitiert wird anonymisiert, d.h. es scheinen bloß die Nummer des Interviews (in römischen Ziffern) bzw. die dazugehörige Seite der Transkription nachgestellt in einer Klammer auf, z.B.: (XXXII/207) Die erste Angabe in der Klammer bezieht sich unmittelbar auf das Zitat, nachgestellte hingegen auf parallele Gedanken in einem anderen Interview. Wo es notwendig schien, die Syntaktik zugunsten schriftsprachlicher Normen zu ändern, wurden Adaptionen (mit Rücksicht auf die Intention) ohne besondere Kennzeichnung vorgenommen.

Zusammenarbeit von Forschern aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen“ (XI/61), „das Zusammenwirken von verschiedenen Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Disziplinen“ (I/3) „Zusammenarbeit von verschiedenen Personen mit unterschiedlichem intellektuellem und disziplinärem Background“ (VIII/45 u.a.). Es gibt darunter auch abstraktere Beschreibungen von Interdisziplinarität als einer Zusammenarbeit von Disziplinen (XXVIII/170), Wissenschaften (VIII/50), Fachbereichen (XXIV/143) oder Methoden (XXXI/191), allerdings überwiegen solche, bei der (teilweise implizit) die ‚Akteure‘ mitgenannt werden: Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, Forschern, Personen (II/7), Menschen (III/15) oder Interessensvertretern (VII/41). Das Spektrum von ‚Wissenschaftler‘ bis ‚Mensch‘ ist insofern relevant, als hier zwei Aspekte angedeutet sind, die im weiteren Gesprächsverlauf häufig genannt werden: Die Arbeitspartner und –partnerinnen müssen sowohl fachlich (i.e. in ihrer Disziplin) als auch menschlich (i.e. in ihrem Umgang mit Mitarbeitern) qualifiziert sein.

Ein zweiter, mit diesen Hinweisen komplementärer Zugang ist es, von Interdisziplinarität als einer bestimmten *Form wissenschaftlicher Arbeit* zu sprechen: „Interdisziplinarität ist eine Arbeitsweise“ (XIX/111), „eine gewisse Herangehensweise in Forschung und Lehre“ (XX/117) oder „der ganz natürliche Zugang zu wissenschaftlichen Problemstellungen“ (XXV/151); mitunter kann hier auch von einer gewissen „Grundeinstellung“ die Rede sein (XVIII/105), Problemstellungen nicht reflexartig bestimmten Disziplinen zuzuschlagen. Die genannten Momente werden in der Regel um im ersten Punkt genannte Aspekte ergänzt.

Ein dritter (ebenfalls mit den bisherigen Ausführungen kompatibler) Erklärungsansatz problematisiert klare Antworten zugunsten des Gedankens einer ‚Skala‘: Alles, was auf dieser liegt, kann als interdisziplinäres Arbeiten verstanden werden. Interdisziplinarität bezeichnet so ein „Spektrum von verschiedenen Arten der Zusammenarbeit“ (VI/31); dabei kann man verschiedene Stufen interdisziplinärer Kooperation unterscheiden, etwa von der Entwicklung gemeinsamer Begriffe bis hin zur Arbeit an gemeinsamen Modellbildungsprozessen (XXX/183), und sich in seinen Projekten an einer solchen „Skala“ zwischen interdisziplinärer Schmalspurverision und Höchstleistung orientieren (VI/40).

Über diese grundlegenden Einordnungen hinaus tauchen in den Gesprächen wiederkehrend und gehäuft weitere für ein Verständnis dieser

Kooperationsform relevante Aspekte auf;<sup>2</sup> besonders wichtig ist die Verklammerung des Begriffs der Arbeit mit jenen des Problems und des Ergebnisses bzw. Produkts: Interdisziplinäres Arbeiten ist *Arbeit* an einem *Problem* hinsichtlich einer *Lösung*, d.h. es ist problem- und ergebnisorientiert: Es geht prinzipiell um die Lösung bestimmter Fragestellungen mithilfe verschiedener disziplinärer Methoden (etwa: III/15; VII/41 u.a.) In nahezu *allen* Interviews gibt es dabei das Bekenntnis, dass es eher in Problemen als Disziplinen zu denken gilt; das wissenschaftliche Problem, das im Mittelpunkt interdisziplinärer Kooperationen steht, wird in der Regel so charakterisiert, das es „nicht ohne das Zusammenwirken der anderen Disziplinen gelöst werden kann.“ (VIII/45) – das ist der eigentliche Impetus interdisziplinärer Arbeit. Als zentrale Qualifikation des gemeinsam erarbeiteten Produkts gilt vielfach, dass es nicht bloß *additiv* sein dürfe (I/3; XVII/100 u.a.).

Wiederkehrend finden sich auch Ausführungen zum Verhältnis der mitarbeitenden Disziplinen untereinander, das bei interdisziplinärer Zusammenarbeit (im besten Wortsinn verstanden) partnerschaftlich und ohne Dominanzansprüche gestaltet sein sollte (z.B. XVI/93) – auch wenn die Erfahrung mancher Gesprächspartnerinnen zeigt, dass andere Formen bekannt sind und in der Praxis angewandt werden (z.B. V/28). Ein weiterer Aspekt, der hier berührt wird, ist die disziplinäre Ausbildung: In der Regel setzt, so das Verständnis der meisten Interviewpartner, Interdisziplinarität beträchtliche Kompetenz und Sicherheit im eigenen Fach voraus (z.B. IV/24) – eine Feststellung, die sich in allgemeinere Bemerkungen zur Bedeutung der Disziplinen einbetten lässt. Eng damit verbunden, insofern Disziplinen etwa Terminologien und prototypische Modellwelten hervorbringen, ist auch das Kommunikationsproblem innerhalb interdisziplinärer Projekte: Verschiedene Terminologien, Sprachschulen und Denkmodelle erweisen sich als ‚Grundproblem‘ interdisziplinärer Arbeit.

Einen weiteren nicht unbedeutenden Teil der Gespräche machen auch Hinweise zu wissenschaftsorganisatorischen bzw. –politischen Voraussetzungen (Wie kann Interdisziplinarität in einem disziplinär organisierten Wissenschaftsbetrieb bestehen – und was gilt es zu verändern?), vor allem

---

<sup>2</sup> Um die Ausführungen in diesem einleitenden Abschnitt nicht zu überfrachten, werden in der Regel nur exemplarische Belegstellen genannt – ausführlichere Zitate finden sich in den jeweils entsprechenden Punkten.

aber zu Leitungs-, Planungs- und Organisationsfragen aus: Was gilt es hinsichtlich Treffen, Örtlichkeit, Überblick, Moderationsanforderungen u.ä. zu berücksichtigen?

## *0.2 Abgrenzungen: Multi-, Para-, und Transdisziplinarität*

Drei Begriffe werden in den Gesprächen als Kontrastfolie zu ‚Interdisziplinarität‘ verwendet: Multi-, Para-, und Transdisziplinarität.

Der Begriff der Paradisziplinarität findet meist warnend Verwendung: In interdisziplinären Projekten, in denen die Teilnehmer sich nicht miteinander verständigen konnten, „wurde dann vielfach paradisziplinär gearbeitet, [d.h.] dass die Disziplinen nebeneinander an gewissen zugeleiteten Problem gearbeitet [...] und [das dann] als additives Ergebnis abgegeben“ (XVI/98) haben. Es ist ein Neben-, nicht Miteinander, wie es für manche Gesprächspartner auch der Begriff der Multidisziplinarität bezeichnet: „Multidisziplinarität heißt, dass verschiedene Disziplinen zum gleichen Thema (jede für sich isoliert) arbeiten. Die Abstimmung der Methode und Terminologie erfolgen nur im ersten Schritt.“ (XVII/100) Multi- und Paradisziplinarität erscheinen in den Gesprächen demnach als Synonyme, die beide den Charakter eines Warnschildes haben.

Der Begriff der Transdisziplinarität ist unklarer; zum einen meint er, so ein Gesprächsteilnehmer, eine „Ausdehnung des [wissenschaftlichen Arbeits-]Prozesses unter Einbeziehung von Praktikern oder Betroffenen.“ (XVII/100)<sup>3</sup> Zum anderen wird Transdisziplinarität als eine Radikalisierung von Interdisziplinarität verstanden: „Mein Bestreben gilt der Transdisziplinarität, der Überwindung disziplinärer Grenzen“ (VIII/45), denn: „Wenn man sagt, man arbeitet interdisziplinär, stärkt man indirekt durch ein Hintertür die einzelnen Disziplinen.“ (VIII/47) Eine etwas andere Variante nennt Transdisziplinarität das „Erlernen der anderen Gesichtspunkte und anderen Denkweisen. [...] Das Lernen anderer Gesichtspunkte, unsere eigenen Grenzen zu überschreiten – und wieder zurückgehen können.“ (XXVI/161) Transdisziplinarität ist in diesem Fall die Distanznahme von erlernten disziplinären Denkmustern.

---

<sup>3</sup> Das wird teilweise auch für Interdisziplinarität geltend gemacht: „Interdisziplinarität geht auch manchmal in praktische Felder.“ (II/8) Außerdem wird sie mitunter als wichtig für die Implementierung von Erkenntnissen in die Praxis erachtet (XXI/124–125).

### 0.3 Ein Merksatz zur Gliederung

Aufgrund der bisher ansatzweise erläuterten grundlegenden Bestimmungen lässt sich folgende grobe Charakterisierung interdisziplinärer Arbeit gewinnen:

Der Begriff ‚Interdisziplinarität‘ bezeichnet eine Form

- (1) wissenschaftlichen
- (2) Zusammenarbeitens,
- (3) bei der sich Experten (die innerhalb von Disziplinen qualifiziert sind)
- (4) auf Basis gegenseitiger Anerkennung und gegenseitigen Vertrauens
- (5) im Rahmen wissenschaftsorganisatorischer Voraussetzungen und nach Maßgabe vorhandener Ressourcen
- (6) koordiniert und
- (7) prinzipiell gleichrangig in Teams
- (8) mit einem Problem beschäftigen,
  - (a) das von einzelnen Disziplinen nicht adäquat erfasst werden kann,
  - (b) über das es ein gemeinsames Verständnis herzustellen gilt und
  - (?) für das eine ‚synthetische‘ Lösung (= ein Produkt) entwickelt werden soll.

Dieser ‚Merksatz‘, gleichsam aus 31 Interviews gefiltert, berücksichtigt wesentliche Momente und Gesichtspunkte, die in den Gesprächen wiederholt genannt wurden, und soll im folgenden als Grundlage für die weitere Gliederung der Arbeit dienen; er ist insofern weniger als eine Definition, aber mehr als ein zufälliger Ausgangspunkt. Zweifelsohne gilt, dass nicht jeder Gedanke von Gesprächsteilnehmern einwandfrei und problemlos in einen Punkt dieser Gliederung eingepasst werden kann, allerdings bleibt dies Schicksal jeglicher Systematisierung.

Die eingefügten Ziffern entsprechen dabei den jeweiligen Kapiteln dieses *papers*; sie sollen eine schnelle und leichte Einbettung in die zugrunde liegende Fragestellung erlauben und Orientierung im Gewirr von allerei genannten Aspekten, Bemerkungen und Hinweisen gewährleisten. Zu Beginn der einzelnen Punkte wird jeweils ein Überblick über die darunter subsumierten Aspekte gegeben und versucht, kurz die Bedeutung des Abschnitts zu erläutern; auf diese Weise sollen die einzelnen Kapitel an die hier genannten grundlegenden Einordnungen rückgebunden werden. Am Ende der größeren Abschnitte wird eine kurze Zusam-

menfassung (jeweils als fünfter, im achten Abschnitt bereits als vierter Unterpunkt) die behandelten Momente summarisch abrunden.

## 1. Die Wissenschaftlichkeit interdisziplinären Arbeitens

Der Gedanke, dass Interdisziplinarität eine Form *wissenschaftlicher* (Zusammen-)Arbeit zwischen ‚disziplinären‘ Experten bezeichnet, ist unumstritten und scheint nicht besonders erwähnenswert: Dass die Zusammenarbeit eines Theologen, einer Soziologin und eines Biologen zum Zwecke etwa der Reparatur eines Diaprojektors keinen Fall interdisziplinären Arbeitens darstellt, ist ebenso einleuchtend wie banal. Dennoch wird bei manchen Gesprächspartnern gerade im Bezug auf Fragen der Wissenschaftlichkeit interdisziplinären Arbeitens bzw. relevanter Implikationen ein gewisses Unbehagen sichtbar und zeigt sich eine Sensibilität für bestimmte Defizite. Bemerkungen zu diesem Problemfeld sind im Folgenden in vier Punkten angeordnet, nämlich anhand von Problemen a) einer Theorie der Interdisziplinarität, b) fehlender Qualitätsstandards, c) fehlender Wissenschaftskriterien und d) fehlender Foren und Öffentlichkeiten.

### 1.1 Das Problem einer Theorie der Interdisziplinarität

„Interdisziplinarität muss sich entwickeln, es gibt keine Theorie.“ (III/17) Das (wissenschafts-)theoretische Defizit, das von manchen Interviewpartnerinnen angeführt wird, wird mitunter mit Verweisen auf die Praxis skeptisch aufgeladen: „Ich weiß nicht, ob es bestimmte Theorien der Interdisziplinarität gibt, denn jede interdisziplinäre Gruppe konstituiert sich anders und es spielen immer andere Disziplinen eine Rolle, somit kann keine immer wieder geltende Theorie begründet werden.“ (VIII/49; II/9–10) Die prekäre theoretische Lage macht „eine gewisse Bereitschaft, [...] wissenschaftstheoretische Fragen zu stellen“ (XII/68–69) und Vergewisserung zu betreiben, zur sinnvollen Forderung an Projektmitarbeiter.

Hinweise auf theoretische Defizite und Probleme münden dabei immer wieder in Überlegungen zur möglichen Bedeutung der Philosophie: Dieser, besonders der Erkenntnistheorie, wird von manchen GesprächspartnerInnen die Aufgabe zugewiesen, eine solche Theorie zu begründen (XXVI/159), mitzubegründen (X/60; XXXI/196), besser zu begründen

(XI/64) oder vorhandene Theorien zu unterstützen (XX/119). Summatisch bleibt der Eindruck, dass – selbst die Kenntnis einschlägiger Theorien vorausgesetzt – „Interdisziplinarität noch sehr in den Kinderschuhen steckt und [...] auch in vielen Bereichen noch nicht ausreichend reflektiert“ ist (IX/51).

### 1.2 Das Problem fehlender Qualitätsstandards

Ein anderes Spannungsfeld, das sich für interdisziplinär arbeitende Wissenschaftler aufbaut, lässt sich über den Begriff der ‚Verflachung‘ charakterisieren: „Es besteht permanent die Gefahr, dass man sich der Einfachheit halber auf einem niedrigerem Level einigt“ – eine Gefahr, die vor allem bei der Frage nach dem Nutzen für die eigene Disziplin und der Publikation gemeinsam erarbeiteter Ergebnisse in ‚heimatlichen‘ Disziplinen evident wird: „So ist für mich das größte Problem, dass man bei den Ergebnissen für die eigene Disziplin immer Abstriche machen muss, damit mit den anderen ein Konsens gefunden wird.“ (XXVIII/172) Bildlich gesprochen und nachdrücklich ins Bewusstsein gebracht: Wenn „ca. 15 Personen aus ca. 8 verschiedenen Disziplinen konsensual an einem Projekt arbeiten müssen, dann wird die Qualität eher nach unten gedrückt als vielleicht angehoben.“ (XXVIII/172) Eindringlich wird dieser Problemstand auch über folgendes Bild illustriert:

Im interdisziplinären Arbeiten werden neue Fragen gestellt und neue Lösungen ermittelt, aber es werden ganz sicher *nicht die Spitzenleistungen der Forschung* erbracht. Die Disziplin ist wie ein angespitzter Speer, mit dem ich tief stechen kann und weit komme, aber in einem sehr engen Raum. In einem interdisziplinären Team hat man eine stumpfe Spitze, aber man hat einen großen *impact*. Man deckt viel ab, man kommt niemals so tief, als wenn man stark spezialisiert in einer Disziplin ist. (XVII/103–104; XXI/124)<sup>4</sup>

Als Möglichkeit, Verflachungstendenzen entgegenzuwirken, die sich über Kompromisse in die gemeinsame Arbeit einschleichen können, wird der forcierte Druck zur Retourkommunikation beschrieben. Wer interdisziplinäre Ergebnisse in heimatische Disziplinen retourkommuniziert, wird sensibel für das Problem der Verflachung: „Für mich selber ist es immer wie-

---

<sup>4</sup> Hervorhebung von mir.

der ein Anliegen, bei mir nachzuschauen, wo komme ich eigentlich her und kann ich davon wieder was einspielen. Sonst wird dieser Konsens zu selbstverständlich und die Auseinandersetzung zu flach.“ (XV/85)<sup>5</sup>

Das angesprochene Defizit ist jedenfalls zurückgespiegelt ein Vorteil eines disziplinar geordneten Wissenschafts- und Forschungsbetriebs, der nicht unterschätzt werden sollte: Die Disziplinen „sind bis jetzt die einzige [!] Möglichkeit, Qualitätsstandards zu fixieren“ (VI/40)

### *1.3. Das Problem fehlender Wissenschaftskriterien*

Ein weiteres, mit dem letzten Punkt eng verschränktes Problem ist damit die Frage nach Kriterien der Wissenschaftlichkeit: Die

Regeln von genauem oder präzisiertem, wissenschaftlichem Arbeiten sind dann auch noch von Disziplin zu Disziplin unterschiedlich. Ich meine, dass die Kriterien von Wissenschaftlichkeit einfach unterschiedlich sind. Und in einem interdisziplinären Projekt stehen diese zur Disposition und müssen verhandelt werden und für das gemeinsame Projekt müssen eben gemeinsame Kriterien gefunden werden, was jedoch für alle [als] gute wissenschaftliche Arbeit gilt. (XII/68)

Damit steht nicht nur zur Diskussion, was wissenschaftlich qualitativ wertvoll sei, als gute Wissenschaft oder gar wissenschaftliche Spitzenleistung gelten könne, sondern vielmehr, was überhaupt als Kriterium von Wissenschaftlichkeit gelten dürfe – über die Grenzen der Disziplinen hinweg. Als eine Möglichkeit erscheint hier die forcierte Rückbindung an den Minimalkonsens der Nachvollziehbarkeit [„Wissenschaftlichkeit besteht hier für mich [...] darin, dass man eine argumentative nachvollziehbare Methode wählt, die andere auch argumentativ rational nachvollziehen können. Dies ist für mich das zentrale Wissenschaftskriterium.“ (IX/51) Oder: „Ich würde kein zentrales Ergebnis im Forschungsprozess akzeptieren, das nicht plausibel gemacht ist.“ (XXX/189)] oder eine Verständigung auf legitime Erkenntniswege und –instrumente (cf. XV/90).

---

<sup>5</sup> Natürlich kann Interdisziplinarität aber auch die Qualität disziplinärer Arbeiten absichern, indem sie zu wissenschaftstheoretischen Vergewisserungen führt oder die Gefahr blinder Flecken minimiert: „Mit Spezialistentum wird man immer der Gefahr ausgesetzt, dass doch zu sehr in die Tiefe und zu sehr in die disziplinäre Tiefe gegangen wird. Man bekommt keine konstruktiven Gegenvorschläge und wird auch nicht kritisiert und Kritik bringt ja bekanntlich weiter.“ (XIII/72)

### 1.4 Das Problem fehlender Foren

„All das, was einem die Disziplin als Infrastruktur anbietet, was selbstverständlich ist – wie Journals oder Öffentlichkeiten, die einen regelmäßig beobachten und begutachten – ist im interdisziplinären Bereich schwierig und man muss damit kämpfen und es suchen.“ (VI/36) Das hier beschriebene Problem, das in einem späteren Punkt in anderem Zusammenhang wieder auftauchen wird (8.3.2) und hier nur kurz angerissen sein soll, kann als Indiz dafür gelten, dass die *scientific community* hinsichtlich der ‚Wissenschaftlichkeit‘ zumindest skeptisch bleibt: Wer interdisziplinär arbeitet, muss um Öffentlichkeit kämpfen – und wird mit seinen Ergebnissen nicht mit offenen Armen empfangen. Freilich gibt es seltene Glücksfälle, bei denen sich durch interdisziplinäre „Arbeiten in diesem Bereich [...] auch eine interdisziplinäre Öffentlichkeit“ herausbildet (XIX/111) oder bestimmte Publikationsreihen ein begrenztes Forum sicherstellen (cf. VI/34) – dennoch gilt grundsätzlich, dass der Zugang zu disziplinären Foren erschwert wird. Dies hängt unmittelbar mit dem Problem disziplinärer Standards zusammen – reicht man interdisziplinäre Ergebnisse bei Zeitschriften ein, deren Referees üblicherweise allesamt disziplinär sozialisiert sind, „dann bekommen Sie viele Fragen“ (XXX/186), die es detailliert zu beantworten gilt: „Das sind unvermeidliche Zusatzaufwendungen, [...] ansonsten wird die Bewertung mit Publikationspunkten immer erschwert.“ (XXX/187) Gerade für junge Forscherinnen, die auf Öffentlichkeit und Publikationspunkte besonders angewiesen sind, ergeben sich hiermit nicht zu unterschätzende Hemmnisse, interdisziplinär zu arbeiten.

### 1.5 Fazit

Die ‚Wissenschaftlichkeit‘ interdisziplinären Arbeitens, wiewohl grundsätzlich unumstritten, wird von mehreren Seiten her angefragt: Es fehlt, so die Einschätzung von Gesprächspartnern, an einer (handlichen und für die Praxis fruchtbaren) theoretischen Grundlegung; dies steht in engem Zusammenhang zu wissenschaftstheoretischen Problemen: Was gilt als Kriterium von Wissenschaftlichkeit, was als Qualitätsstandard im interdisziplinären Arbeiten? Als mögliches Indiz für diese Problemlagen kann auch die Schwierigkeit gelten, Öffentlichkeit für interdisziplinäre Ergeb-

nisse zu finden und in bewährten disziplinären Foren zu publizieren – ein Problem zumal für junge Wissenschaftlerinnen.

## 2. Zu Fragen der Zusammenarbeit

Interdisziplinäre Arbeit ist ein Fall von *Zusammenarbeit*; das heißt u.a. nicht nur, dass es ein gerüttelt Maß an Motivation und Interesse braucht, dass die Arbeit zu koordinieren ist, dass sie zumindest rudimentäre Formen sozialer Kompetenz verlangt oder sich an einem Ziel bzw. Produkt orientiert – große Fragenbündel, die in folgenden Punkten meist gänzlich eigenständig behandelt werden sollen. Hier sollen es fürs erste bescheidenere Fragen aus dem Vorfeld tun: a) Wie intensiv und eng ist die Kooperation in interdisziplinären Projekten? Oder, da *Arbeit* schließlich nicht jenseits der Voraussetzungen von Ausbildung, Vorbereitung und Einübung existiert: b) Welche vorhergehende Ausbildung ist sinnvoll? Wie wird man in ‚interdisziplinäres‘ Arbeiten eingeführt? c) Wie bereitet man sich auf ein konkretes Projekt als Teilnehmerin vor? Und schließlich: d) Welchen Nutzen verspricht man sich von einem interdisziplinären Projekt – und welche Effekte stellen sich überdies ein?

### 2.1 Lose und enge Kooperationen

„Interdisziplinarität ist eine Form, die sehr viele Voraussetzungen hat, daher gibt es viele ‚Schmalspurversionen‘, wo man [sie] aus pragmatischen Gründen sehr herunterbricht, aber leichter praktikierbare Formen findet.“ (VI/31)

Die Komplexität interdisziplinären Arbeitens macht verständlich, warum in den Gesprächen stärkere und schwächere Vorstellungen über interdisziplinäres Arbeiten auftauchen; schwächere Versionen sind oft pragmatisch angelegt: „Meistens macht man ein grobes Inhaltsverzeichnis vom Forschungsbericht und teilt auf, wer welches Kapitel zu füllen hat.“ (XV/86) Hier ist Interdisziplinarität eine eher „lose Zusammenarbeit“ (XXVI/157), bei der die Disziplinen eher nebeneinander herlaufen und die de facto oft bloß meint, „dass man sich eher auf Textaustausch beschränkt und nur ein bisschen theoretisch mitschreibt“ (IX/51–52) – oder es ist eine „Art *brain-storming* unterschiedlicher Vertreter, verschiedener

Gruppen, die an ein Projekt von verschiedenen Seiten zugehen, damit diverse Ansätze und Sichtweisen gelten“ (VII/41; V/28): „Ich sehe hier so ein bisschen ‚Über den eigenen Tellerrand der eigenen Fachdisziplin hinaus schauen.‘“ (XXIV/143)

Ein Gesprächsteilnehmer entwickelt ein Stufenmodell interdisziplinären Arbeitens, das verschiedene Vorstellungen über Kooperationen berücksichtigen kann: Auf einer ersten Stufe etwa beginnt man auf „einer ganz harmlosen Ebene [...], dass man einfach eine gemeinsame Begrifflichkeit entwickelt, um Sachen zu beschreiben“ (XXX/183). Eine weitere Stufe wäre die ‚Integration‘ der einzelnen noch isolierten Beiträge, so dass Querverbindungen her- und Interdependenzen festgestellt werden; die letzte dieser Stufen versucht „bereits die ganze Modellphilosophie in der Forschung interdisziplinär anzulegen und nicht disziplinär zu denken.“ (XXX/183) Häufig betonen stärkere Vorstellungen besonders die Synthese der einzelnen Beiträge: „Die wesentliche Dimension ist die Integration der unterschiedlichen Fachperspektiven.“ (XXII/128; XVI/98; XIX/114 u.a.) – fehlt diese Dimension, so sind viele Gesprächspartnerinnen nicht bereit, von Interdisziplinarität im eigentlichen Sinn zu sprechen, allenfalls von einer Voraussetzung dafür (VI/32); problematisch ist jedenfalls das „Nebeneinander–Herlaufen der Disziplinen, wo das Inter– [!] oder Multidisziplinäre, zwar gegeben ist, die Vermittlung, der überschreitende Moment aber nicht gegeben ist und keine Verdichtung stattfindet.“ (XXVI/161) Nochmals deutlicher: „Bei Interdisziplinarität wird der Einzelbeitrag einer Disziplin nicht mehr erkannt“ (XVII/100) – er ‚verschmilzt‘ im Produkt zu einem Teil eines harmonischen Ganzen.

Fazit: Vorstellungen über interdisziplinäre Zusammenarbeit sind auf einem Spektrum angeordnet, an dessen einen Ende Vorstellungen stehen, die bereits ‚brain–stormings‘ als schwache Versionen interdisziplinärer Arbeit gelten lassen, und an dessen anderem Ende disziplinäre Einzelbeiträge nicht mehr erkennbar sind. Interdisziplinarität ist in den Gesprächen auf einem „Spektrum von verschiedenen Arten der Zusammenarbeit [angesiedelt]. Eine Idealform gibt es nicht immer zu verwirklichen; ich sehe darin verschiedene Formen, wo man pragmatisch versucht, Arbeitsformen zu finden“ (VI/31).

## 2.2 Überlegungen zu Voraussetzungen

### 2.2.1 Ausbildung für das interdisziplinäre Arbeiten

Der Begriff der ‚Arbeit‘ ist sinnvollerweise mit jenem der ‚Ausbildung‘ verknüpft: Das eine ist üblicherweise nicht ohne das andere zu haben. Eine Frageperspektive in den Interviews beschäftigte sich mit den Fragen nach adäquaten Ausbildungswegen, um später ideal für die Anforderungen interdisziplinären Arbeitens gerüstet zu sein, denn: Die Einschulung in interdisziplinäres Arbeiten markiert ein „ständiges Problem: Wie bekommt man die nächste Generation rangeführt?“ (XXII/133)

a) Ein erstes Bündel von Bemerkungen beschäftigt sich damit, auf welche Weise Lehrende Studierenden interdisziplinäres Arbeiten zwanglos schmackhaft machen können, denn: „Wenn man einem jungen Studenten aufzwingen müsste, dass er eine bestimmte Problemlösung interdisziplinär machen *muss*, dann wird dieser eher verzweifeln.“ (XXVII/168)<sup>6</sup> Hier wird v.a. auf Lehrveranstaltungsangebote hingewiesen: Diese können sich explizit mit Inter- bzw. Transdisziplinarität beschäftigen [etwa: ein Proseminar „Transdisziplinäre Entwicklungsforschung“ (VIII/47)] oder von ihrer Anlage her interdisziplinär konzipiert sein, d.h. von Lehrenden aus zwei verschiedenen Disziplinen gestaltet werden:<sup>7</sup> „die Lehrveranstaltung von zwei Unterrichtsverantwortlichen gleichzeitig leiten zu lassen [...], ist eine gute Form, um Interdisziplinarität im Studienbereich durchzuführen“ (XXIII/135) – die von Studierenden auch goutiert wird.<sup>8</sup>

b) Als ebenfalls sinnvoll bzw. „extrem vernünftig“ (XXIV/149), nun aber der Initiative der Studierenden überlassen, werden Doppelstudien angesehen: „Heute sehe ich immer mehr Studenten, die Doppelstudien auf verschiedenen Fakultäten absolvieren. Und dies ist eine sehr gute Entwicklung. Doppelstudien sind die ideale Voraussetzung und Vorbereitung für Interdisziplinarität.“ (V/26) Als besonders hilfreich werden hier

---

<sup>6</sup> Hervorhebung von mir.

<sup>7</sup> Hier gilt es allerdings zu berücksichtigen, tatsächlich Verbindungen herzustellen – ansonsten gilt die Kritik: „Da ist eine Lehrveranstaltung kein angemessenes Medium, dies ist das klassische Additionsparadigma.“ (XXII/132–133)

<sup>8</sup> „Bei diversen Evaluierungen haben die Studenten das Feedback gegeben, dass es sehr interessant war, wenn zu einem bestimmten ökonomischen Thema eine Stunde Geschichte vorgetragen wurde. Das Echo für diese interdisziplinäre Arbeit ist auf alle Fälle positiv.“ (XXIV/144)

Fächerkombinationen erachtet, „wo erkenntnistheoretisch zwei ganz verschiedene Methoden verwendet werden.“ (XXIV/149) Dennoch regt sich auch interessante Kritik am Gedanken, Doppelstudien würden Interdisziplinarität begünstigen und ideal darauf vorbereiten:

Eine Gefahr kann sein, wenn jemand mit Doppelstudium aufwächst und somit glaubt, er ist schon interdisziplinär. Ein Problem sehe ich hier, dass man nur in Bereichen zusammenarbeitet, wo man kompetent ist, und nicht auf jene Bereich übergeht, wo man vielleicht nie Kompetenz erwerben wird (VI/38)

Doppelstudien könnten, so der Gedanke, den Eindruck erwecken, interdisziplinär zu arbeiten heiße zuvorderst, sich eine andere Disziplin anzueignen – Interdisziplinarität meine jedoch vielmehr die Anerkennung eigener Inkompetenz in bestimmten Bereichen und die Erkenntnis, dass es der Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen bedarf (ähnlich XVI/95; XXX/189).<sup>9</sup> Dennoch: Der Gedanke, dass Doppelstudien die Offenheit anderen Disziplinen gegenüber begünstigen und den Horizont erweitern, bleibt überlegenswert und im Grunde unumstritten.

c) Ein dritter Punkt in Sachen Ausbildung war die Frage nach den möglichen Vorteilen eines *studium generale*; auf diese Frage gibt es summarisch eher positive Antworten (cf. XII/70; XIII/73; XVII/102 u.a.) und mitunter deutliche Bekenntnisse: „Wenn ich Rektor wäre, würde ich gerne ein Studium Generale einführen“ – denn das Studium entspreche (auch als Trademark verstanden) dem ‚universellen‘ Anspruch von Universitäten und könne aktuelle Themenstellungen aufgreifen (XXVII/168). Mögliche Vorteile eines solchen Studiums wären eine gewisse Flexibilität [„Ich glaube, dass man dadurch für die Eventualitäten des Arbeitsmarktes besser gerüstet ist.“ (V/27; XXIV/146)], die Begünstigung ‚echter‘ Interdisziplinarität anstatt bloßer Multidisziplinarität (VII/43) und vor allem eine „gewisse *open-mindedness*“ (III/16; VII/43), die Vorurteile zwischen den Disziplinen abbaut (IX/54). Skeptischere Antworten geben zu bedenken, dass die Nützlichkeit eines *studium generale* von der weiteren Entwicklung der Forschungspolitik (XI/64) bzw. den beruflichen Perspektiven (V/27) abhängt oder schreiben ihm nur sekundären Wert zu: „Wichtiger ist die Neugierde. Betrachten Sie Kinder von der Geburt bis zur Schule, die interessieren sie quer durch den

---

<sup>9</sup> Diese Kritik wird an anderer Stelle noch ausführlicher behandelt, cf. 8.1.1.

Garten für alles und da stellt sich die Frage, wo diese Neugier bis zur Matura verschwindet.“ (XXX/189) Negative Antworten führen eine gewisse Unzeitgemäßheit ins Feld [„Der Polyhistor ist überholt.“ (XXIII/138)], geben zu bedenken, dass damit echtes Expertentum in den Disziplinen torpediert wird (XIV/82; XXI/124) oder führen an, dass die Universität damit Bildungsaufgaben übernehmen würde, die eigentlich dem Gymnasium zugeordnet sind: „Ich denke, dass ein Studium Generale eigentlich eine Verlegenheitsausbildung ist. Denn man denkt, dass die Jugendlichen zu wenig allgemein Ausbildung mitbringen und nun muss ihnen auf der Universität dies auch noch beigebracht werden.“ (XXVIII/173)

Zwar kann es auf die Frage, welche Bildungswege interdisziplinäre Arbeit besonders begünstigen, nur schwerlich eine „dogmatische oder prinzipielle Antwort geben“, aber es steht prinzipiell außer Frage, dass Ausbildungsfragen mit Fragen interdisziplinär erfolgreichen Arbeitens zusammenhängen; daher mag als mögliches Fazit dieser Überlegungen gelten: Auf „alle Fälle sehe ich in Ausbildung einen wichtigen Schlüssel zu interdisziplinärem Erfolg.“ (XXVI/158)

## 2.2.2 Einführung in das interdisziplinäre Arbeiten

Für ‚Arbeit‘ wird man üblicherweise nicht nur ausgebildet, sondern man wird in sie eingeführt, erwirbt allmählich einen gewissen Habitus oder bezieht Selbstverständnis aus ihr; über abstrakte Ausbildungsgänge hinaus wird man in konkreten Teams sozialisiert und (mehr oder minder) behutsam in die tatsächliche Arbeit eingeführt; diese ‚Heranführung neuer Generationen‘ (cf. XXII/133) scheint in Disziplinen, die gewisse Traditionen, Institutionen und Initiationsroutinen aufweisen, leichter als auf dem ungesicherten Feld zwischen den Disziplinen.

Eine erste, evidente Folgerung: „*Learning by doing* ist meine Devise.“ (XVII/102) Es gilt, ins kalte Wasser interdisziplinärer Arbeit zu springen und schlicht Erfahrung zu sammeln – ein Einstieg, der mehrfach erwähnt wird (cf. VIII/45; IX/51; XVIII/108). „Man ist am Anfang vielleicht nicht genug vorbereitet, aber mit der Erfahrung kommt die Perfektion, man darf nur nicht desillusioniert sein.“ (XI/62)

Es kann hier von Vorteil sein, in einem bereits bestehenden und eingespielten Projektteam zu arbeiten: Für jemanden, der neu in ein Pro-

jekt kommt, „ist es wichtig, dass er mit Personen zusammenarbeitet, die schon interdisziplinäre Erfahrungen haben, wenn die Gruppe nur aus Neulingen besteht, dauert der Vorlaufprozess sehr lange“ (VI/39).<sup>10</sup> Ebenfalls ratsam scheint es, anfangs nicht über allzu hohe disziplinäre Mauern klettern zu wollen, sondern eher nachbarliche Gärten aufzusuchen: „Möchte ich in die engeren Nachbarschaftsdisziplinen oder möchte ich den großen Sprung wagen (z.B. Kooperation Sozialwissenschaften/Naturwissenschaften)? Für einen Anfänger sollte [es] in der Nachbarschaft bleiben.“ (XI/63)

Alles in allem scheinen späte Einstiege in Formen interdisziplinärer Arbeiten schwieriger – daher kann als Faustregel und Summe der Überlegungen zu Ausbildung und Einschulung tatsächlich gelten: „Je früher man damit beginnt, interdisziplinär zu arbeiten, umso besser.“ (XXVI/164)

### *2.3 Überlegungen zur Vorbereitung*

Galt der vorige Punkt der allgemeinen Frage nach sinnvollen und wichtigen Ausbildungs- und Einführungsszenarien, so beschäftigt sich dieser Abschnitt ganz konkret mit der Vorbereitung: Welche Fragen stellen sich unmittelbar vor einem interdisziplinären Projekt? Was gilt es zu klären? Wie bereitet man sich darauf vor? Diese Frage wird in vielen anderen Abschnitten immer wieder aufgegriffen und soll hier nicht summarisch, sondern exemplarisch behandelt werden.

#### 2.3.1 Notwendige Klärungen

Ein erster wichtiger Punkt, den es zu klären gilt, ist abzuwägen, „ob eine interdisziplinäre Kooperation unbedingt notwendig ist“ (I/5) – die Klärung, ob die Forschungsfrage tatsächlich nur interdisziplinär beantwortet werden kann, vermeidet falsche Erwartungen hinsichtlich der Zusammenarbeit: Es ist zentral für sich zu überlegen, „ob die eigenen Fragen in diesem Projekt überhaupt konkret beantwortet werden können, ob man

---

<sup>10</sup> ‚Vorlaufprozess‘ kann hier eben meinen: Man spielt sich schwieriger ein, da die Regeln interdisziplinären Arbeitens unklarer sind als bei disziplinären Projekten. Allerdings: Um die Ausgewogenheit der Gruppe sicherzustellen und dominante Positionen zu verhindern, wird auch Gegenteiliges geraten: Das „Team soll so aufgebaut sein, dass Mitglieder in etwa gleich alt sind und einen gleichen Erfahrungsschatz aufweisen [...] [Präziser noch: Das] Alter muss nicht ident sein, aber der Erfahrungsschatz!“ (XIII/76)

glaubt, auch wissenschaftlich davon zu profitieren.“<sup>11</sup> Damit hängt die Frage zusammen, ob die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Vorteil für die eigene Karriereplanung ist: „Ich denke, dass man sich auch fragen muss, ob das entsprechende Projekt in die eigene Lebensplanung passt.“ (XII/70; XII/66). Dafür braucht es einen dem eigentlichen Projekt vorgeschalteten Reflexionsprozess: „Wo stehe ich, was ist meine Position, was kann mein Fach, was kann es nicht, was interessiert mich, wenn ich mich als Teilnehmer in einen interdisziplinären Prozess begeben und natürlich wo sind meine Grenzen?“ (XII/65) Den Gedanken, ein Problem interdisziplinär umfassend lösen zu können, gilt es dabei allerdings jedenfalls zu verabschieden: „Die Illusion der Vollständigkeit muss man aufgeben.“ (XXX/189)

Ein weiterer Punkt, den es zu klären gilt, sind unausgesprochene Sperren: „Für mich selbst, habe ich Jahre gebraucht, um die festgefahrenen Blockaden in meinem Kopf zu überwinden.“ (XXIII/137) Ein erster wichtiger Schritt ist hier die Klärung von Vorstellungen über andere Disziplinen: Man sollte sich fragen, „was man von der anderen Disziplin erwartet, welche Projektion man hat.“ (XII/67) In die disziplinäre Ausbildung schleicht sich etwa oft der Gedanke ein,

dass die Anderen immer die ‚Blöden‘ sind, und solange man dies nicht erkennt, dass Andere ganz anders an Probleme herangehen, methodisch, oder [dass] die Art, wie sie das Problem definieren, die Toleranzgrenzen falsch setzt, ist man auf schwierigem Terrain. Laut meiner Erfahrung sind Diplomanten und Dissertanten am wenigsten tolerant im Umgang mit den anderen Disziplinen, sie sind mehr rebellisch und meinen zu wissen ‚wie etwas geht‘. (VI/39)

Selbst dann, wenn man eine positivere Erwartung oder Vorstellung an eine andere Disziplin heranträgt, entstehen, so „diese vom anderen nicht erfüllt wird, [...] Aggressionen oder Ungehaltenheiten, die manchmal zu Situationen geführt haben, wo andere aus einer dritten Disziplin vermittelt haben.“ (XXVI/160)

Eine dritte wichtige Klärung, die noch angesprochen wird und (sowohl positiv wie negativ) schwerwiegender als die bislang genannten Probleme ist, ist die Reflexion auf die sozial-emotionale Substanz des

---

<sup>11</sup> Klärungen dieser Art werden ausführlich in Punkt 2.4 behandelt.

Teams: Damit ein interdisziplinäres Projekt funktioniert, „ist ein sehr stark soziales Miteinander wichtig, man muss wissen, dass man mit den Anderen kann“ (VI/32). Besonders wichtig zu klären ist daher, ob eine Zusammenarbeit auf persönlicher Ebene möglich ist: „Ich glaube, dass das Beschnuppern vorher besonders wichtig ist.“ (XXIII/142) – gerade Projektanlaufphasen sollen auch dazu dienen, „dass die Teilnehmer [...] sich einfach besser kennen lernen und einander vertrauen lernen.“ (XIX/116) Da im interdisziplinären Arbeiten die disziplinären Routinen und Fraglosigkeiten etwa in den Bereichen Terminologie oder Methodologie wegfallen, braucht es ein Mehr an Geduld, Wohlwollen oder ‚Nachsicht‘; dieses wiederum hängt de facto mit der ‚Chemie‘ des Teams und der Tragfähigkeit persönlicher Beziehungen zusammen: „Somit meine ich, dass von jedem selber die strukturellen und persönlichen Möglichkeiten und Modalitäten der Gruppe überprüft und gewertet werden sollen: Kann ich hier mitarbeiten oder fühle ich mich schon im Vorhinein nicht wohl – passt die Dynamik zu mir?“ (V/29)

Sinnvoll kann hier wie auch in fachlicher Hinsicht sein, gleich von Beginn weg ein Forschungstagebuch zu führen, in das alle Gedanken „– den Kontext und das Projekt betreffend – aufgeschrieben werden. Hier meine ich alle positiven wie negativen Vorstellungen. Hier können dann rein assoziative Dinge, konkrete Forschungsprobleme (Was waren etwaige Irrwege? usw.) nachhaltig bearbeitet werden.“ (XVI/96)

### 2.3.2 Mögliche Vorstudien

Eine Möglichkeit, einen in wissenschaftlicher Hinsicht guten und fruchtbaren Start eines interdisziplinären Projekts zu fördern, ist die Auseinandersetzung mit relevanter Literatur der beteiligten Disziplinen: Hier muss man sich schlicht die Zeit nehmen,

sich in die Literatur der anderen Disziplin ein[zu]lesen, um vorbereitet zu sein. Denn wenn ich mit Vertretern anderer Disziplinen rede, muss ich gewisse Vorkenntnisse aufweisen, ansonsten wird die Kommunikation zu ‚fad‘ und einseitig. Wenn in interdisziplinären Projekten mit Partnern diskutiert wird, die sich in den involvierten Disziplinen nicht auskennen, dann wird die Diskussion schnell zum Monolog und nicht wirklich befruchtend für das wissenschaftliche Ergebnis. Eine Vorbereitungsphase ist somit unabdinglich. (XXVII/167)

Eine andere Variante, um eine gemeinsame Gesprächsbasis zu sichern, ist die Lektüre eines Kanons, die allen ProjektteilnehmerInnen aufgetragen ist: ein *procedere*, bei dem „wir als Vorbereitung bestimmte Literatur und Bücher ausgesucht haben, mit denen sich jeder hat beschäftigen müssen.“ (XXIX/178) Ähnlich: „oft werden auch extra für diese Meetings Fachpublikationen durchgeführt, die man dann im Vorhinein durchliest, um so eine bessere Gesprächsausgangsbasis zu haben.“ (XXVII/165) Dieses Vorgehen hängt nicht unbedingt damit zusammen, sich die andere Disziplin aneignen zu wollen, sondern dient als ein erstes Vertrautmachen, um herauszufinden, „in welchen Bereichen [...] man selber schwach“ ist (III/16) und um „ein gewisses Gefühl zu bekommen, wie schwierig etwas ist“ (XXI/124). Unspezifischere Ratschläge, die die unmittelbare fachliche Vorbereitung betreffen, meinen, man solle allgemein in die Breite lesen und diskutieren (cf. XX/118) oder „gewisse Theorien der Interdisziplinarität zu verstehen und durcharbeiten“ (VII/43).

## 2.4 Nutzen und Mehrwert

Es scheint sinnvoll, den Begriff der ‚(Zusammen-)Arbeit‘ mit jenem des ‚Nutzens‘ bzw. des ‚Mehrwerts‘ zu verbinden: Wer sich für die aufwendigere<sup>12</sup> gemeinschaftliche Arbeit entscheidet, verspricht sich davon in der Regel einen Nutzen bzw. einen Mehrwert, der in anderen Arbeitsformen nicht zu erwarten steht. Interdisziplinäre Arbeit orientiert sich also a) an einem bestimmten, nur interdisziplinär zu erreichenden, unmittelbar angestrebten Nutzen; und b) erzeugt die wissenschaftliche Arbeit mitunter stimulierende Nebeneffekte mit mittelbar positiver Wirkung; diese beiden Momente, obwohl kaum säuberlich trennbar, gliedern den folgenden Abschnitt.

### 2.4.1 Unmittelbarer Mehrwert

„Den puren Anspruch, interdisziplinär zu sein, halte ich für skurril, sondern die Frage ist: ‚Was habe ich für einen Mehrwert daraus?‘“ (XXI/120) Der voraussichtliche Mehrwert bzw. Nutzen für die Disziplinen rechtfertigt

---

<sup>12</sup> ‚Aufwendiger‘ ist dabei relativ zu verstehen zu Einzelarbeiten, in denen der Koordinationsaufwand minimal ist, bzw. zu Arbeiten innerhalb disziplinärer Grenzen, bei denen gewisse basale Annahmen als geteilt vorausgesetzt werden können

tigt den Mehraufwand interdisziplinärer Arbeit unmittelbar: Wo die einzelne Disziplin an ihre Grenzen gekommen ist, kooperiert sie zu ihrem eigenen Vorteil. Damit ist Interdisziplinarität in diesem Verständnis nicht Konkurrent disziplinärer Forschung, sondern arbeitet deren Entwicklung zu. Der zu erwartende Nutzen wird zum eigentlichen Anlass der Zusammenarbeit: „Ich habe dies nicht gemacht, weil ich ein Verfechter der Interdisziplinarität bin, sondern weil ich eine Grundidee habe, nämlich ein Fachgebiet weiterzubringen“ (XXI/120) Der ‚disziplinäre‘ Nutzen ist auch insofern bedeutsam, als „für die einzelnen Mitarbeiter [...] die eigene Disziplin immer jener Bereich [bleibt], wo man sich profilieren muss. Es muss was an die eigene Disziplin retourfließen“ (VI/34). Natürlich spielen hier auch Lernprozesse des einzelnen Wissenschafters eine Rolle: „Ich sehe es als wichtig, dass interdisziplinäre Mitarbeiter lernen müssen, wie transportieren sie interdisziplinäre Ergebnisse erfolgreich an ihr eigenes Fach wieder zurück“ (XIX/115). Darüber hinaus allerdings ist ‚Retourkommunikation‘ nicht nur eine Sache des Könnens, sondern auch der Anlage des interdisziplinären Projekts: Je ersichtlicher der disziplinäre Mehrwert, desto eher ist ein Ergebnis publizierbar. Und dies ist auch für die Kontinuität und das Engagement der Mitarbeiterinnen wichtig: Wenn die Retourkommunikation „funktioniert, wird der- oder diejenige länger dabei bleiben“ (VI/34). Besonders auch um dieser Bindung an das Projektteam willen ist es sinnvoll, darauf zu achten, „dass für alle Beteiligten auch ein Nutzen herauspringt“ (I/5)

Besagter Mehrwert kommt auch von anderer Seite zustande: Es gilt nicht nur, dass interdisziplinär gewonnene Erkenntnisse idealiter einen Mehrwert für die Disziplin bedeuten, sondern ebenso, dass disziplinäre Ergebnisse durch Diskussion mit Vertretern anderer Disziplinen einen solchen erhalten können: „Ich muss im interdisziplinären Kontext versuchen, mein Wissen neu zu gruppieren, und somit einen Mehrwert zu erlangen.“ (XX/120)

#### 2.4.2 Mittelbare Nebeneffekte

In diesem Punkt werden drei mittelbare Effekte unterschieden, die gemäß den Interviews zwar nicht primär angestrebt werden, aber sich dennoch regelmäßig einstellen:

a) Interdisziplinäre Arbeit „öffnet sehr den Horizont“ (XI/63, I/6 u.a.); dies geschieht zum einen auf der persönlichen Ebene: Diese Form wissenschaftlicher Zusammenarbeit ist „eine Chance zu einer ganz anderen persönlichen Entwicklung. Man bekommt immer wieder unerwartete Anforderungen und Chancen.“ (XIX/116) Zugleich ist diese Horizonterweiterung intellektuell stimulierend und befruchtend: „Wenn ich meinen Horizont erweitern kann, ich neue Gedanken aufnehmen kann, neue Erlebnisse aufnehmen und sehe, wie sich bestimmte Erlebnisse zu einem neuen Ganzen zusammensetzen, [...] habe ich mehr Freude und auch Interesse am Arbeiten“ – der „Spaßfaktor“ (I/6) spielt also eine nicht unbedeutende Rolle. Der höhere Anspruch wird als Vorteil gesehen (XI/63; XIII/75 u.a.) und erhöht die eigene Flexibilität (II/13); zudem schaffen interdisziplinäre Projekte ein Umfeld, „in dem man selbst auf neue Ideen kommt.“ (XX/120)

b) Interdisziplinarität ist zum anderen eine „Chance, Hierarchien abzubauen, d.h. das Monopol einer Disziplin zu relativieren. Dies stellt ein wichtiges Ziel, eine Grundidee der Interdisziplinarität dar.“ (XXIV/145) In diese relativierend-herrschaftskritische Funktion fügt sich auch ein, dass interdisziplinäres Arbeiten „gesellschaftspolitisch ein Demokratisierungsinstrument [ist]. Es ist ein Sprengstoff, der tickt, wenn man versucht symmetrische Kommunikationen herzustellen, unbeschadet von Hierarchiezugehörigkeit.“ (XXII/131) Führt man den hier angelegten Gedanken radikal aus, so kann die Art und Weise, wie interdisziplinäre Arbeit idealtypisch funktioniert, weitreichende Vorbildwirkung haben:

Ich glaube, dass die Interdisziplinarität auch etwas verändern könnte, an unserer Wirklichkeitswahrnehmung, am Menschenbild, an der Art und Weise wie wir uns vergemeinschaften, wie wir uns organisieren, hier stecken unglaubliche Ressourcen, auch gesellschaftspolitische Ressourcen. Interdisziplinarität würde nicht nur dem wissenschaftlichen Fortschritt dienen. (IX/53)

c) Die Verflachung von Hierarchiekurven führt allerdings nicht notwendig zu einem Ausbau der Konkurrenzverhältnisse: Ein dritter mittelbarer Effekt und wesentlicher Vorteil der interdisziplinären Arbeit „ist hier, dass sie Konkurrenz entlastet, weil man – wenn sie funktionieren soll – davon ausgeht, dass sich der Andere in seinem Feld auskennt und man sich somit nicht gegenseitig in die Arbeit ‚hineinpuscht‘.“ (XIX/112–113) Die

ses Phänomen scheint durch eine gewisse Distanz der zusammenarbeitenden Disziplinen noch an Farbe zu gewinnen: So gibt es die Beobachtung,

dass – wenn man mit Menschen arbeitet, die sehr ähnliche Bereiche abdecken wie man selber – mit jenen viel schwieriger zu recht kommt, als mit Personen aus anderen Disziplinen oder Bereichen. Denn hier scheidet oft die Konkurrenz aus und hier ist das sogenannte *open sharing of information* viel intensiver (XXI/122)

Dass damit der Wissenschaftsbetrieb – ansonsten „immer asozial“ und „kompetitiv“ (XXIII/140) – sein Gesicht gänzlich ändert, steht allerdings nicht zu vermuten; manche Bemerkungen legen eher eine Verschiebung von Konkurrenzphänomenen nahe: „Wenn EU-Projekte über Brüssel laufen, dann haben wir natürlich mit erheblicher Konkurrenz auf Projektebene zu tun“ (XXVII/166).

## 2.5 Fazit

Interdisziplinäres Arbeiten kann unterschiedlich ‚intensiv‘ angelegt sein; Interviewpartnerinnen sprechen sich dabei tendentiell für engere Kooperationen aus, da dies eher dem Grundgedanken von ‚Interdisziplinarität‘ entspricht. Als Ausbildungswege dazu werden ein Doppelstudium oder ein *studium generale* (wenn auch nicht unkritisch) als grundsätzlich positiv bewertet; zur Einarbeitung empfiehlt sich vor allem die Arbeit mit erfahrenen KollegInnen und fürs erste Kooperationen mit ‚nahen‘ Disziplinen. In der konkreten Vorbereitung für ein Projekt wird nicht nur empfohlen, sich inhaltlich (über die Lektüre fachfremder Literatur u.ä.) vorzubereiten, sondern auch grundsätzlich zu klären, ob eine Zusammenarbeit im Hinblick auf die eigene Karriere bzw. die soziale Belastbarkeit des Teams überhaupt angeraten scheint. Ein wesentlicher Punkt, den es ebenfalls vorneweg zu thematisieren gilt, ist der von den einzelnen Disziplinen angestrebte Mehrwert der interdisziplinären Zusammenarbeit: Stellt sich tatsächlich ein Nutzen ein, der anders nicht zu erwarten steht? Davon unterschieden werden können mittelbar nützliche Effekte: Spaßfaktor, Hierarchieabflachung und Konkurrenzabbau.

### 3. Die Bedeutung der Disziplinen

Systematische Zusammenarbeit über Fächergrenzen hinweg setzt idealiter etablierte Disziplinen voraus, die ihre wissenschaftstheoretischen Hausaufgaben gemacht haben – mitunter setzt die Rede von Interdisziplinarität diese nicht nur voraus, sondern stärkt überdies „indirekt durch ein Hintertür die einzelnen Disziplinen“ (VIII/47). Überlegungen zu Bedeutung und Rolle der heimatischen Disziplinen der interdisziplinär arbeitenden Wissenschaftler werden im Folgenden nach vier Gesichtspunkten gegliedert: in Bemerkungen a) zur Bedeutung fachlichen Expertentums für die interdisziplinäre Arbeit, b) zur Funktion von Disziplinen im allgemeinen und c) zu Hindernissen bzw. d) Ressentiments, die ‚disziplinär‘ verankert sind.

#### 3.1 *Fachliches Expertentum*

„Interdisziplinarität ist *nicht* jene Unterstützung, wo alle zu kurze Arme haben und dann miteinander versuchen, größer zu werden.“ (XVI/93)<sup>13</sup> Interdisziplinäre Arbeit setzt eine gewisse Sicherheit in der eigenen Disziplin voraus – die *eine* Unsicherheit kann der *anderen* nicht abhelfen noch kann eine solche gemeinschaftlich verteilt werden, vielmehr braucht Interdisziplinarität sinnvollerweise bereits den im Terrain der eigenen Disziplin hinreichend geschulten Blick, ein gewisses Maß an Gesetztheit und Triffestigkeit [i.e. „Standing“ (XXXI/195)] – dann „bin ich auch attraktiver als interdisziplinärer Partner für diverse Projekte, denn mein Gegenüber kann sich auf mich und mein Wissen verlassen und dies ist elementar für erfolgreiches interdisziplinäres Arbeiten.“ (XXI/123)

Man sollte also, so der eingängige Tenor nahezu aller Gesprächspartner, in seiner Disziplin eine ‚gewisse‘ Kompetenz/Übung haben (cf. XXI/122; XXVI/158) bzw. überhaupt „gefestigt sein, auch um die Einfachheit der Darstellung gewährleisten zu können.“ (XXX/188).<sup>14</sup> Verzichtet man auf fundierte Ausbildung in Disziplinen, „dann wird das Produkt oberflächlich, banal und man fällt hinter den Stand der Wissen-

---

<sup>13</sup> Hervorhebung von mir.

<sup>14</sup> Der Gedanke, dass hohe fachliche Qualifikation und Sicherheit mit der Fähigkeit einhergeht, Probleme klar und elementarisiert kommunizieren zu können, bleibt für später zu berücksichtigen (cf. Punkt 8.2.1).

schaft zurück.“ (XXVIII/174) Fachliche Sicherheit ist auch nötig, um Irritationen durch Anfragen etc., mit denen bei interdisziplinärer Arbeit vermehrt zu rechnen ist, adäquat begegnen zu können: „Es gehört dann eine gewisse akademische, intellektuelle Sicherheit dazu, um diese Irritation zu lassen zu können.“ (IV/24) Fachliche Sicherheit und Kompetenz ist dabei auch insofern bedeutsam, als „man dann selbst stärker und stabiler ist, in seiner Persönlichkeit, weil man in einem bestimmten Bereich eine Kompetenz hat“ (XXI/123) – und dies wiederum relevant für das soziale Gefüge sein kann. Sehr deutlich formuliert: Unsicherheit ist ein

Ausschließungsgrund [...]. Was sich in der interdisziplinären Kooperation / Diskussion so auswirkt, dass die betreffende Person immer sagt: ‚Das ist das disziplinäre Fundament und da kann der andere nicht mitreden‘. Das bezeichne ich als ein Phänomen der Unsicherheit. Ich erlebe das auch so in Diskussionen mit manchen Leuten, als eine Art wirkliche Unsicherheit, die man sagt: ‚Da kennst du dich nicht aus, da hast du nichts mitzureden‘. (XXV/154)

Alles in allem ist Unsicherheit „eine schlechte Voraussetzung für interdisziplinäre Erfolge.“ (XIX/116) Ein Bild für Zusammenspiel und bedingendes Verhältnis von Disziplin und Interdisziplinarität ist das ‚T‘ bzw. die Rede von der ‚T-Kompetenz‘:

Das T beschreibt eine Haltung und Kompetenz in interdisziplinären Prozessen der einzelnen Beteiligten. Das T steht im vertikalen für eine disziplinäre Verankerung. Denn Interdisziplinarität ist nicht Disziplinlosigkeit; das heißt: nicht seine Disziplin [zu] verlassen, sondern auch diese Kompetenzen, die man als Vertreter einer bestimmten Gruppe hat, auch einzubringen. Die horizontale Ebene dieses T signalisiert die Bereitschaft zur Kommunikation zu anderen Disziplinen. (XII/69)

Summarisch bleibt festzuhalten, „dass eine Voraussetzung für Interdisziplinarität [...] immer noch eine strikte Disziplinarität [ist]. Das heißt Kenntnisse und Spezialkenntnisse in der eigenen Disziplin sind wichtig.“ (XXVIII/170)

## 3.2 Die Funktion der Disziplinen

### 3.2.1 Identitätskonstruktion

Disziplinen ermöglichen ‚Identitäten‘ für Wissenschaftler; sie entwickeln traditionellerweise bestimmte „Verhaltensweisen“, „Kulturen und Denkweisen“ (XXIII/140; II/7), nach deren Mustern wissenschaftliche Neulinge sozialisiert werden; indem sie innerhalb gewisser Grenzen die Einübung in Routinen und das Erbringen von Spitzenleistungen ermöglichen, fördern sie bestimmte wissenschaftliche Selbstverständnisse, die eine gewisse Sicherheit und Kontinuität garantieren: „Wenn ich mich dauernd auf neue Kontexte einlasse, bekomme ich keine Routine und kann nichts gut.“ (XV/92) Intellektuelle Sozialisation in einer Disziplin wird als sinnvoll erachtet – müsste aber mitreflektieren, „dass die Grenzen, die ich da lerne, eigentlich künstliche sind.“ (XXV/155) Sie sind, wiewohl historisch zufällig gewachsen, nicht unbegründet und durchaus sinnvoll: „Zu viel durchbrechen, kann gefährlich werden. Der Mensch braucht fixe Beziehungen“ (XXIII/141) – auch in seiner akademischen Existenz: „Wir brauchen auch eine gewisse akademische Heimat.“ (XXIII/141) Interdisziplinarität kann gerade dies nur sehr bedingt bieten, denn: Sie „ist eine Arbeitsweise und nicht eine wissenschaftliche Identität“ (XIX/111), selbst wenn sie Teil davon wird. Summarisch kann festgehalten werden, „dass man eher in Problemen als in Disziplinen denken sollte, aber wir werden weiterhin in Disziplinen lernen“ (X/60) – und erst dann zu neuen Höhen aufbrechen: „Eines der Etappenziele wäre eigentlich zu sehen: ‚OK, ich habe das so gelernt, aber jetzt brauche ich die Grenzen nicht mehr‘. So wie [...] Wittgenstein sagt, dass er eine Leiter braucht, und wenn er das Problem gelöst hat, schmeißt er die Leiter weg.“ (XXV/155)

### 3.2.2 Orientierungshilfe

Disziplinen erlauben darüber hinaus Orientierungshilfen, die im komplexen Geschäft der Wissenserzeugung von Vorteil sind: Dadurch, dass man Wissenschaftler mit bestimmten Disziplinen, Methoden etc. identifiziert, wird auch die Bezugnahme bzw. Perspektivenübernahme erleichtert: Die disziplinäre Organisation der Wissenschaft ist u.a. deshalb sinnvoll, weil „man sich selber und die Kollegenschaft dadurch besser einteilen kann

und es dadurch leichter ist, die Perspektiven zu unterscheiden und aufeinander zu beziehen.“ (XV/84) Dadurch werden Gespräche einfacher, weil sich schneller über Differenzen und Gemeinsamkeiten verständigen kann: „Ich würde jeden zur Treue zu seiner eigenen Wissenschaft verpflichten, sonst kann man keinen wirklichen Dialog beginnen.“ (IX/54)

### 3.2.3 Qualitätssicherung

Schließlich scheinen Disziplinen auch deshalb sinnvoll zu sein, weil sie „bis jetzt die einzige Möglichkeit [sind], Qualitätsstandards zu fixieren oder auch Systeme aufzubauen“ (VI/40) und keine Alternative zu ihnen in Sicht ist: Es „gibt keinen Weg die Disziplinen zu ersetzen, weil das die Gefahr mit sich bringt, dass man akkumuliertes Wissen und bestimmte Traditionen aufgibt, ohne dass man etwas hat, was man an die Stelle setzen kann.“ (XXV/154) Zudem ist das Wissen in den einzelnen Disziplinen bereits derart ausgeprägt, „sowohl das methodische als auch das Inhaltliche, dass es auch einen Sinn macht, gewisse Trennungen zu wahren, da man sich dadurch ja mehr auf Spezielles konzentrieren kann.“ (IX/50)

### 3.3 ‚Disziplinäre‘ Hindernisse

Disziplinäre Sozialisierung ist immer wieder ein Problem, vor allem weil Interdisziplinarität Identitätsfragen berührt: „Die sprachlichen Barrieren zu überwinden sind sicher das Schwierigste für Wissenschaftler, denn durch die eigene Sprache zeichnet sich ja ein Wissenschaftler aus und diese Identifikation zu verlassen ist sehr schwierig.“ (XXX/188) Ähnlich hinderlich wie die ‚Sprachschulen‘, durch die Wissenschaftler im Rahmen ihrer Sozialisierung gehen,<sup>15</sup> kann bspw. die Fixierung auf bestimmte Modelle sein: Ökonomen etwa leben, so die Erfahrung eines Interviewpartners, „in einer sehr engen Modellwelt, mit der sie ihr Leben erklären können und sie daher nicht gezwungen werden, andere Denkensweise anzunehmen.“ (XIX/115) Modell- und Methodenfixierungen machen nahezu „unangreifbar“ (XXIX/181), sind aber nicht bloß Angelegenheit persönlicher Bereitschaft, sondern hängen ursächlich mit den Wissenschaftsstan-

---

<sup>15</sup> Die Beobachtung trifft zweifelsohne: „Studierende lernen in Lehrveranstaltungen, in Seminaren: Wie muss man reden, dass man gut redet, dass man verstanden wird, dass man anerkannt ist“ (VI/39)

dards der jeweiligen Disziplin zusammen: Wenn etwa, so abermals der bereits zitierte Gesprächspartner, „Ökonomen im interdisziplinären Arbeiten andere Ansichten verstehen oder sogar umsetzen wollen, bekommen sie Problem in ihrem eigenen Fach.“ (XIX/115)

Wesentliches Hindernis ist also der Transfer disziplinärer Standards in die interdisziplinäre Arbeit hinein – gerade dies geht üblicherweise nicht ohne Übersetzungsverluste und Reibungen: „Für mich war hier jedenfalls die größte Hürde, wenn man von den eigenen disziplinären Standards Abstand nehmen musste oder sollte.“ (XXVIII/171) Das kann mitunter auch als Kennzeichen einer problematischen ‚Betriebsblindheit‘ gelten: Das „zu intensive Fokussieren auf die eigene Disziplin ist in der gemeinschaftlichen Forschung eher hinderlich.“ (XXVI/158)<sup>16</sup> Freilich: Damit handelt man sich umgehend die Frage ein, welchen Nutzen interdisziplinär erarbeitete Erkenntnisse dann den Disziplinen einspielen, wenn dauernd die Gefahr besteht, „dass man die disziplinären Errungenschaften in der Tiefe oder in der Qualität zurückstellen muss, aufgrund einer Konsensbildung.“ (XXVIII/171) Tatsächlich also gibt es nicht leicht zu auflösendes „Spannungsfeld, so dass man schon mal zwischen den Stühlen sitzt, also zwischen interdisziplinärer und disziplinärer Norm.“ (II/13)

### 3.4 ‚Disziplinäre‘ Ressentiments

„Einer meiner Mitarbeiter, der sozialwissenschaftlich gearbeitet hat, wurde bei seinem Rigorosum [in den 60-ern] mit den Worten begrüßt: ‚Aha, da kommt der Soziologe!‘ Soziologe war unter Historikern ein Schimpfwort damals.“ (XXIII/137) Der bereits zitierte Gedanke, „dass die Anderen immer die ‚Blöden‘ sind“ (VI/40), scheint zwar besonders für Intellektuelle nicht schicklich (da undifferenziert), verweist aber pointiert auf das Problem mit Ressentiments, die unter der Hand weitergereicht werden, hinter Argumenten überleben und sachlich vielleicht sinnvolle Grenzen unnötig erhöhen: „Der universitäre Betrieb tendiert dazu, aus ‚Schrebergartenmentalität‘ und ‚Fachegoismus‘, aus Selbstbestätigung überflüssige

---

<sup>16</sup> Die Darstellung eines konkreten Problems, das weiter unten beschrieben wird, greift dies wieder auf: „Das Problem war eine Art disziplinäre Betriebsblindheit bei allen, d.h. man hat seine eigene Methode aus der eigenen Disziplin auf die anderen übertragen, sie dort vermisst [...]. Man hat erwartet, dass man auch so arbeitet. Es sind Dogmatismen aufeinander gestoßen.“ (XXVI/159)

Grenzen zu sehen.“ (XXIII/135) Allgemein scheinen Ressentiments oder eine zugrunde liegende „Territorialidentifikation [...] zu wenig thematisiert, unterschätzt und kritisiert“ zu werden (XXVI/163).

Einige Bemerkungen rahmen das Problem sehr pointiert von den Anforderungen interdisziplinärer Arbeit her: „Kollegen – Biologen – kooperieren mit Medizinern, welche den Biologen mit einer derartigen Arroganz gegenüber treten, dass Interdisziplinarität schwer zu bewerkstelligen lässt“ (V/28; XVII/101). Dieses Phänomen zeigt sich des Weiteren nicht nur im Verhältnis zu anderen Disziplinen, sondern auch zu disziplinären Kolleginnen. „Für die Disziplinen entfernt man sich zu sehr von ihnen“ (II/13): „Ich bin als Medizinerin, die interdisziplinär arbeitet, *abtrünnig*, so werde ich auch von meinen Kollegen erlebt und oft behandelt.“<sup>17</sup> Damit erhält das Bild des ‚Einbruchs‘ zusätzliche Plausibilität und Leuchtkraft: „Ich erlebe es als große Herausforderung, dass wir in traditionelle disziplinäre Fürstentümer einbrechen.“ (IV/21)

Als eine Möglichkeit mit diesen Spannungen im kleinen Rahmen umzugehen wird Humor genannt: „Wir lachen oft darüber, packen das Problem mit Humor an, versuchen nicht zu verletzen, auch wenn wir manchmal hitzig darüber diskutieren und streiten. Es ist auch ein soziales Phänomen, wie man persönlich damit umgeht.“ (XXVI/163) In größeren Zusammenhängen wäre es hingegen sinnvoll, in der Ausbildung die Kontingenz disziplinärer Grenzen zu reflektieren und damit Offenheit zu fördern (XXV/155) und die Einsicht zu vermitteln: Interdisziplinarität löscht als „eine systematisierte Form eines wissenschaftlichen Dialogs zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Sphären“ (VIII/50), „die Identität der Disziplinen nicht aus, sondern schafft Strukturen für ein produktives Gespräch“ (II/11).

### 3.5 Fazit

Die Bedeutung fachlicher Kompetenz und Sicherheit kann für interdisziplinäre Projekte kaum überschätzt werden: Wer sinnvoll zusammenarbeiten will, muss disziplinär stand- und trittfest sein; Disziplinen sind für die Interviewpartner aber auch insofern bedeutsam, als sie eine gewisse akademische Heimat darstellen, Qualitätssicherung gewährleisten und einen

---

<sup>17</sup> Hervorhebung von mir.

fruchtbaren Dialog zwischen den Disziplinen erleichtern, weil sie etwa Bezugnahmen ermöglichen. Zugleich sind sie insofern ein Hindernis, als disziplinäre Standards nicht bruchlos auf interdisziplinäre Arbeit übertragen werden können und ein gewisser Abstand von heimatlichen Modellwelten nötig ist – freilich mit der Gefahr, dass die Qualität darunter leidet. Daneben nähren Disziplin vielfach Ressentiments gegen andere Fächer und Forschungsausrichtungen, die ebenso als Hindernis und Hemmschuh bewertet werden: Arroganz und Geringschätzung sind durchaus bekannte Phänomene in interdisziplinären Kooperationen.

## 4. Die Bedeutung sozial-menschlicher Qualitäten

Dieser Abschnitt stellt Bemerkungen zum Aspekt der ‚menschlichen Qualität‘ interdisziplinärer Kooperation zusammen; die Gestaltung sozialer Interaktion gilt als ein „Kernthema“ (XIII/74) und ist mit der Frage verknüpft, welche Faktoren dafür relevant sind, dass (positiv formuliert) die Zusammenarbeit verschiedener Wissenschaftler auf sozialer Ebene gelingt bzw. (negativ formuliert) keiner der Teilnehmer ‚menschlich zugrunde geht‘. Das ist mittelbar tatsächlich auch eine Frage nach den Voraussetzungen für Erfolg in wissenschaftlicher Hinsicht; der Begriff ‚menschliche Qualität‘ wurde dabei vor allem deshalb gewählt, weil er (trotz seiner alltagssprachlich-schwammigen Herkunft) imstande ist, den hier zu behandelnden Bereich *deutlich genug* von der ‚wissenschaftlichen Qualität‘ fächerübergreifender Kooperationen zu unterscheiden.

Folgende Punkte finden dabei Beachtung: a) Überlegungen zur sozialen Kompetenz der interdisziplinär zusammenarbeitenden Wissenschaftler, b) Erläuterungen zum wiederkehrend verwendeten Begriff der Offenheit, c) Bemerkungen zu Vertrauen, ‚Chemie‘ und Freundschaft und schließlich d) ein kursorischer Blick auf exemplarische vor- wie nachteilige Eigenschaften.

### 4.1 Die fundamentale Bedeutung sozialer Kompetenz

„Interdisziplinäres Arbeiten besteht ja nicht nur aus Arbeit, sondern ist auch etwas Gruppendynamisches“ (V/29) – und kann in Planungen zwar berücksichtigt, aber nie mit ähnlicher Präzision wie fachliche Qualität ar-

gumentativ gesichert werden. Damit wird soziale Kompetenz eine „elementare“ (XIX/116) und „absolute“ (III/16; XIII/76), ja die „sicherlich wichtigste Voraussetzung“ (XXIV/148); fächert man die semantischen Umfelder des Begriffs auf, wie sie in den Gesprächen vorkommen, erhält man ein etwas detailreicheres Bild davon, was soziale Kompetenz umfasst und meint: Sie hängt mit Teamfähigkeit (IX/52) und Kommunikationsbereitschaft (XVI/98) zusammen, ist eine Art ‚Gespür‘ oder ‚Sensibilität‘ für andere (XV/89, XVIII/109; XV/90), zeigt sich in der Vermittlung von Neugierde und Interesse (IV/24; VI/32) und in Respekt und Anerkennung für Teammitglieder (IV/24). Sie kommt idealiter ins Spiel, wo es um den Umgang mit fremden Denkstilen und –weisen (XVIII/109) und Streitfähigkeit geht (IX/52) und ist relevant, wenn es darum zu tun ist, initiativ zu werden (IX/52) – die Art und Weise, wie man sich einbringt, ist für das soziale Miteinander wichtig.

Allerdings gibt es auch vorsichtige Relativierungen: Fächerübergreifend zu arbeiten „ist nicht anders als jede andere Zusammenarbeit. Ich sehe im Grunde jede Zusammenarbeit wie ein interdisziplinäres Kooperieren.“ (XXIX/180), denn: „jede kleinste Teamarbeit fordert soziale Kompetenz.“ (III/16) Allerdings müssen hier besondere Bedingungen in Rechnung gestellt werden: Das Fehlen gemeinsamen fachlichen Hintergrundwissens und Einverständnisses, konsensuale Defizite in Fragen der Methodologie, verschiedene Vokabulare und Terminologien, disziplinär bedingte differierende Denk-, Sprech-, und Schreibstile machen verständlich, dass interdisziplinäre mehr als innerdisziplinäre Zusammenarbeit auf Rücksichtnahmen, Geduld oder Toleranz angewiesen ist. So ist etwa soziale und kommunikative Kompetenz sicherlich für jegliche Art der Kooperation wichtig ist, „aber *verschärft* für interdisziplinäre Forschung. Denn dieses ‚Miteinander‘ ist nicht selbstverständlich und muss immer wieder gefördert werden.“ (XVI/98)<sup>18</sup> Es ist daher plausibel, davon auszugehen, „dass es mit einem größeren Kommunikationsaufwand verbunden ist, auf interdisziplinärer Ebene zu arbeiten als [auf] disziplinär[er]“ (XII/65).

---

<sup>18</sup> Hervorhebung von mir.

## 4.2 Der Begriff der Offenheit

Ein wesentlicher Begriff, der in vielen Gesprächen genannt wird und dem daher ein eigener Punkt zgedacht ist, ist ‚Offenheit‘: „eine elementare Voraussetzung, die alle Teilnehmer und Partner erfüllen müssen.“ (XX/118; VIII/47 u.v.m.). Der Begriff ist in den Gesprächen schillernd und weist mehrere relevante semantische Aspekte auf: Zum einen meint er die Bereitschaft, „dass man seinen Standpunkt erklären möchte“ (XXVII/166) und sich sprachlich an den anderen anpasst: „Offenheit ist hier für mich sehr wichtig. Man hat ja eine unterschiedliche Sprache.“ (XIV/77). Offenheit meint auch Neugierde und Interesse an Neuem – also primär die Bereitschaft, „über den Tellerrand hinaus zu schauen“ (X/59; XIII/75 u.a.) und sich dabei selbst relativieren zu können, d.h. nicht zu „glauben, dass die eigene Disziplin immer recht hat“ (XIII/75). Pointiert formuliert: „dass man sich selbst nicht als den Nabel der Welt betrachtet, sondern sehr offen ist und auch die Argumente anderer akzeptiert – ansonsten funktioniert Interdisziplinarität nie“ (VII/42):

es gibt sehr viele Wissenschaftler die meinen, dass ihre Disziplin der ‚Kern aller Weisheiten‘ ist und mit dieser Einstellung ist eine gute und effiziente Zusammenarbeit eher schwierig. Hier würde ich sagen, dass eine gewisse Offenheit absolut wichtig ist. [...] Einfacher gesagt, man sollte seine eigenen Bereiche nicht so stark werten (III/16)

Das impliziert auch die Bereitschaft und Fähigkeit, andere Perspektiven zu übernehmen (XV/90), ohne dass man sich diese sogleich aneignen müsste (II/12). Offenheit heißt auch, so ein letzter Aspekt, gewisse Ängste (vor Blamagen, dummen Fragen etc.) zu überwinden und bestimmte Risiken einzugehen: „Es braucht die Bereitschaft, sich ein bisschen zu blamieren“ (XXX/184) und „in ein fremdes Territorium hinauszugrasen, sich dort zu blamieren, nicht kompetent zu sein. Nach der Angstüberwindung kommt der Mut zum Dilettieren.“ (XXIII/138) Das kann für das soziale Gefüge entspannend wirken: Der Vertreter der anderen Disziplin stellt „dann Fragen ‚wie ein Student‘ und löst somit interdisziplinäres Denken aus. Hier sehe ich einen pädagogischen Wert, denn wenn ‚der Professor als Student‘ auch Fragen stellt, in denen er sich nicht auskennt, baut das somit Hierarchien ab.“ (XXIV/145) Viele Wissenschaftler denken zwar oft, „diese Offenheit zu haben, vergessen aber [...] [die] Sicherheit des eigenen ‚Schre-

bergartens' zu verlassen.“ (XXVI/163) – auch hier ist Offenheit im Sinne von Selbstrelativierung gefragt.

### 4.3 Vertrauen, ‚Chemie‘ und Freundschaft

Drei Momente, die nicht kurzerhand als Aspekte sozialer Kompetenz oder persönlicher Offenheit gelten können, bezeichnen die Begriffe des Vertrauens, der ‚Chemie‘ und der Freundschaft.

#### 4.3.1 Vertrauen als Grundvoraussetzung

„Interdisziplinarität kann nur gelingen, wenn man auch in die Entwicklung von Beziehungs- und Vertrauenskultur investiert.“ (XXII/131) Vertrauen ist eine grundsätzliche Voraussetzung für erfolgreiche Zusammenarbeit – *besonders* im interdisziplinären Bereich; das *spezifische* Problem hierbei sind

die Spekulationen über die Verlässlichkeit von Aussagen anderer Beteiligter. Die Schwierigkeit stellt sich ja, dass die Teilnehmer an einem interdisziplinären Projekt sich auf die Partner verlassen müssen, dass keine sich in allen oder komplett in einer anderen Disziplin auskennen kann. Insofern braucht es eine große Vertrauensbasis aller Beteiligten. (XII/68)

Freilich: Es „gibt auch in meinem eigenen Fach Sachen, die ich nicht überprüfen kann.“ (XXX/189) – aber dies gilt im interdisziplinären Bereich potenziert, der Bereich des Nicht-Nachprüfbareren ist ungleich größer: „Man kann ja nicht wirklich beurteilen, ob der Vertreter der anderen Disziplin jetzt sachlich und wissenschaftlich Ergebnisse liefert oder nur ‚daherquatscht‘.“ (XIX/116) Letztlich gibt es keine Alternative: „Ich kann mich nur vertrauensvoll fallen lassen.“ (XXIX/179) Zugleich ist evident, dass Vertrauen nicht einfach irrational ist, sondern durchaus Gründe kennt – es gibt begründetes Vertrauen, das sich aus früheren Zusammenarbeiten speist (VI/32) oder sich nach einigen kritischen Rückfragen einstellt: „Vertrauen ist wichtig, sowie Begründungen für Vertrauen finden – kein blindes Vertrauen, [d.h.] den anderen testen, ob Vertrauen in ihn gerechtfertigt ist.“ (XV/92)

Drei Möglichkeiten, Misstrauen abzubauen, beschreiben folgende Vorschläge: Erstens, sollte man zuvorderst einmal darum bemüht sein, „gewisse Gesprächssituationen [zu suchen], um ein Verständnis herzu-

stellen: Zusammensetzen, auf ein Bier gehen oder sonstiges, dass man die wissenschaftlichen Mitarbeiter ins Auge und Vertrauen bekommt.“ (XV/89) Das heißt auch: Man „muss genug Zeit miteinander verbringen. Eine Basis dafür ist eine gewisse räumliche Voraussetzung. Man muss sich *face to face* begegnen.“ (XIX/116) Zweitens kann es hilfreich sein, bewusst „sicherheitsspendende Kommunikation zu etablieren: Was passiert mit den Ergebnissen? Wie diskret ist das, was hier gedacht wird, wer darf etwas verwerthen, in welche Öffentlichkeiten geht das?“ (XXII/131)<sup>19</sup> Drittens ist es sinnvoll, sich bewusst zu sein, dass man sich (zumindest langfristig) „ein Umfeld erarbeiten muss, wo man die Leute kennt, man weiß, mit wem zusammengearbeitet werden kann, sich die Beteiligten auch empfehlen lassen, die gut sind – wo man weiß, dass sie fähig sind, in Prozessen mitmachen zu können.“ (VI/32) Welche Strategien auch immer noch hilfreich sein mögen: Es ist auf alle Fälle ratsam, „die emotionale Ebene zu durchleuchten und die Frage von Vertrauen zu beantworten.“ (XII/70)

#### 4.3.2 Die ‚Chemie‘ des Teams

Es ist „absolut wichtig, dass die ‚Chemie‘ in der Zusammenarbeit stimmt. Die Teilnehmer aus den verschiedenen Disziplinen müssen miteinander arbeiten können und sich kennen.“ (XXIV/147) Das Stichwort ‚Chemie‘ beschreibt ein Phänomen, das über Vertrauen hinausgeht: Während man Aussagen und Unterschriften jener Mitarbeiter und Kolleginnen auch dann Vertrauen schenken kann, wenn sie einem nicht sonderlich sympathisch sind, zielt dieses Schlagwort auf eine Vernetzung darüber hinaus: Hier geht es bereits um „dieselben Wellenlängen“ (XIV/81) oder Fragen des ‚Harmonierens‘ [sehr pointiert: Wer „zielorientiert arbeiten will, der muss miteinander harmonieren können.“ (I/5)]. Diese Momente sind nicht bloß erwünschte, letztlich aber für Prozess und Erfolg sekundäre Boni interdisziplinären Arbeitens, sondern können das Scheitern eines Projekts nahezu determinieren: „Wir hatten ein Beispiel, bei dem uns aus finanziellen Gründen ein Partner aufgezwungen wurde, mit dem wir nicht

---

<sup>19</sup> Im besten Fall *kann* auch die Unterzeichnung von Verträgen gewisse Sicherheiten herstellen: „In interdisziplinären Projekten ist es sehr wichtig, dass man sich auf den anderen verlassen kann, es werden ja hierfür auch Verträge unterschrieben und somit entsteht auch eine Verpflichtung.“ (XXVII/166)

konnten. Das Resultat war ein Desaster, jede Sitzung eine Qual. Zwangsehen sind meiner Meinung nach nicht förderlich.“ (XXIII/142) Daher auch der deutliche Ratschlag eines Gesprächspartners: „Wenn man jedoch nicht zusammenarbeiten kann, dann sollte man die Verbindung sofort beenden.“ (XXI/122)

Interessant auch für Phänomene der ‚Chemie‘ mag eine Überlegung sein, die ein Gesprächspartner hinsichtlich der Teamfähigkeit anstellt: Diese hat u.a. damit zu tun, „wie man – aus bestimmten Optionen [gespeist] – miteinander teilen kann. Niemand der Kapitalakkumulation als sein Lebensziel hat, wäre hiermit [i.e. mit dem Projekt und dessen Zielen] kompatibel.“ (XXII/134) Gemeinsam geteilte *commitments*, Werteinstellungen und Weltbilder (auf niedrigerer Ebene vielleicht auch ähnliche Freizeitinteressen etc.) können also eine Art Kitt für Projektteams bilden und möglicherweise als spezieller Fall vorteilhafter ‚Chemie‘ gelten. Der Gedanke, ‚auf einer Wellenlänge zu sein‘, ist vor allem auch dort relevant, wo es um den Beginn eines Projektes oder die Integration neuer Mitarbeiter geht: So existieren manche Kooperationen „durch persönliche Bekanntschaften und Verbindungen, die sich im Laufe der Zeit gebildet haben.“ (XX/117) „Das wichtigste Kriterium ist, dass ich den Partner kenne und mögen muss.“ (XXI/122) Und hinsichtlich Neuaufnahmen: Es kommt vor, „dass vielleicht ein Diplomand dazukommt oder ein temporärer Mitarbeiter, aber immer hat einer von uns den *direkten Draht* zu dieser Person.“ (XIV/80)<sup>20</sup>

### 4.3.3 Vom Wert der Freundschaft

Freundschaft schließlich übersteigt Chemie-, Sympathie- und Wellenlängen-Phänomene qualitativ nochmals, auch wenn die Unterschiede de facto natürlich fließend sind; ihr sprechen Gesprächspartner mitunter eine besondere Rolle in Projekten zu:

Es ist eigenartig für Wissenschaftler, aber es müssen Freundschaften in den bestimmten Bereichen existieren. Wenn man sich wochenlang vielleicht nicht so gut versteht, dann kommt man trotzdem wieder zu einem Konsens, denn es ist jedem wichtig, den Anderen zu verstehen. Die disziplinäre Struktur erleichtert jedem die Kommunikation abubrechen, nach dem Motto: ‚Die haben nichts

---

<sup>20</sup> Hervorhebung von mir.

zu sagen! Wenn nicht ein Motiv [wie es die Freundschaft darstellt] für den einzelnen vorhanden ist, warum er sich nicht mit einer anderen Disziplin beschäftigen möchte, ist es schwierig. (VI/39)

Freundschaft ist – auch wenn dies ‚eigenartig‘ ist – eine wichtige Hilfe, um besonders in Krisen und angesichts von Problemen die Zusammenarbeit aufrechtzuerhalten: Wenn „man nur der Wissenschaft willen zusammenarbeitet, dann ist dies schwieriger.“ (XXX/186) Schließlich „gibt [es] immer wieder Probleme und wenn man sich nicht verträgt, dann ist man nicht bereit, über diese Probleme zu springen.“ (XXI/122) Deutlich wird der positive Effekt freundschaftlicher Beziehungen auch in Sachen Kritik am anderen – gute persönliche Beziehungen sind hilfreich, um konstruktiv zu kritisieren: „Man kann hier Kritik gut verpacken.“ (XIV/81)

Auch hier gilt, dass Freundschaften die Entscheidung zur bzw. den Beginn der Kooperation erleichtern: „Für mich war wichtig, dass aufgrund von Freundschaften eine gewisse Zusammenarbeit entstanden ist. Und diese Freundschaften dann eine sehr gute Voraussetzung bilden. Man kennt sich, man weiß wie der Andere arbeitet und sich verhält.“ (XIV/79; XXIV/144)

#### 4.4 Exemplarische vor- und nachteilige Eigenschaften

Abschließend sollen jeweils drei Eigenschaften, die in Relation zu den Anforderungen interdisziplinären Arbeitens als ‚positiv‘ (a–c) bzw. ‚negativ‘ (d–e) bewertet werden können, skizziert werden – in gewisser Weise ein kurzer ‚tugendethischer‘ Exkurs, der aus Überlegungen der Gesprächsteilnehmerinnen extrahiert wurde. Die Aussagen können auch als Ergänzungen und Verdichtungen des Begriffs der sozialen Kompetenz gelesen werden.

##### 4.4.1 Geduld, Entspanntheit und Aufrichtigkeit

a) *Geduld*: Die Mühen der Ebene sind geduldig zu ertragen und mit „Hartnäckigkeit“ (XXX/189) zu bewältigen – sowohl dann, wenn man selbst ständig nachfragen muss, als auch dann, wenn man ständig gefragt wird: „Meine Partner der Ökologie müssen mir auch bestimmte Dinge 5-mal erklären.“ (XIV/79) Wer ungeduldig ist, verkennt, dass Perfektion „mit der Erfahrung kommt“ (XI/62) und missachtet ein fundamentales Gebot: „Man soll die Dinge langsam angehen.“ (X/59–60) Übt man Geduld,

kann es sein, dass man am Schluss wider Erwarten und Eindruck dennoch realisiert, „dass es eigentlich fruchtbar war, dass die Ergebnisse sehr zufrieden stellend sind.“ (VI/39)

b) *Entspanntheit*: Die „Fähigkeit zu relaxen ist wichtig. Man muss versuchen, über [den] Diskussionsprozess zu der anderen Person zu finden.“ (VI/40) Verkrampfungen beugen auch folgende Einsichten vor: „'Es kochen alle nur mit Wasser' – nicht unterkriegen lassen – es gibt vieles, das man nicht versteht“ (XV/92). Entspannend wirkt auch die Akzeptanz eines gewissen „Methodenanarchismus“ und die selbstrelativierende Einsicht, dass viele Wege zur Erkenntnis führen (XXVI/161) – nicht nur der eigene. Entspanntheit heißt schließlich auch, mit bestimmten Differenzen leben zu können: „Im interdisziplinären Kontext ist es wichtig, auch existierende Unvereinbarkeiten wahrzunehmen und nicht unbedingt ein für alle mal lösen zu wollen. Also diesen Anspruch habe ich auch nicht.“ (VIII/51)

c) *Aufrichtigkeit/Lauterkeit*: Wichtig ist sicherlich auch „eine ehrliche und offene Grundhaltung. Man muss dem Anderen zuhören können.“ (VII/43) Aufschlussreich mag hier auch der Begriff der „Lauterkeit“ (XXX/189) sein – Lauterkeit sowohl gegen sich selbst als auch im Umgang mit anderen: Ersteres meint die Fähigkeit, sich selbst Unsicherheiten oder Klarheiten einzugestehen – die eigene Blöße oder Inkompetenz klar einschätzen und ehrlich sagen zu können: „Die Grundstruktur habe ich verstanden“ (XXX/189) – oder eben doch noch nicht. Zweiteres, Lauterkeit gegenüber Mitarbeitern, ist „auch eine Kulturfrage, denn im interdisziplinären Zusammenarbeiten kann ich mich nicht hinter dem Rücken meiner Partner über deren Arbeitsweise auslassen. Dies muss dann auf einem offenen und persönlichen Wege funktionieren.“ (XXI/123) Aufrichtigkeit meint hier, frontal (i.e. auf die Stirn zu) Unmut zu äußern oder Kritik zu üben.

#### 4.4.2 Fixierung, Egozentrik und Eitelkeit

d) *Fixierung*: Ein evidentestes Hindernis in der interdisziplinären Zusammenarbeit ist die übermäßige Fixierung auf die eigene Disziplin: „Wenn jemand von sich und seiner Disziplin eingenommen ist, dann funktioniert das nicht.“ (XIV/80) Dies äußert sich mitunter in Formen der Akribie [„Menschen, die zu genau sind, die immer meinen, ins absolute Detail ge-

hen zu müssen und dies aus der Sichtweise ihrer Disziplin.“ (XIX/115)], zeigt sich vor allem aber in sprachlicher Starrheit:

Ich habe interdisziplinäres Arbeiten mit Mathematikern erlebt, die zu sehr haben wollten, dass ich ihre Sprache annehme. Hier hat bei jedem von ihnen ein gewisser Widerstand existiert. Und so funktioniert das Zusammenarbeiten nicht, ich hätte sonst Mathematik studieren müssen. Man muss sich hier auf einem Mittelweg treffen. Wenn hier keine Bereitschaft existiert, hat es keinen Sinn. (XIV/78–79)

e) *Egozentrik*: Hochgradig belastend ist auch eine Form nicht disziplinärer, sondern persönlicher Selbsteingenommenheit: „Egozentrisches, selbstdarstellendes oder undiszipliniertes Verhalten ist hier gemeint. Jene Personen machen eher ihre Identitätsentwicklung zum Vordergrund als das gemeinsame Problem. Dies ist im interdisziplinären Verhalten besonders destruktiv.“ (XIX/113)

f) *Eitelkeit*: Eitelkeit, die eng an Egozentrik anliegt, ist ebenso hinderlich: „In universitären Organisationen spielt sehr oft Eitelkeit eine wichtige Rolle [...]. Wenn im interdisziplinären Arbeiten nicht über den eigenen Schatten gesprungen werden kann, dann hat jeder Versuch keine Chance.“ (XXIV/148) Eitelkeit kann in hierarchisch organisierten Strukturen durchaus von Vorteil sein, da hier überwiegend einzeln gearbeitet wird [„übertrieben eitle Menschen sind oft hervorragende Forscher, aber meistens nur als Alleingänger.“ (XXX/186)], ist aber für die Arbeit in Teams keine ideale Voraussetzung (XXIV/148). Ein möglicher Indikator dafür ist abermals die Sprache: Wissenschaftssprache ist auch eine Sache der „Selbststilisierung. Wissenschaftler tendieren dazu, sich in ihrer Besonderheit herauszustellen. [...] Wissenschaftler versuchen also auch, sich und ihre Bedeutsamkeit dadurch herauszustellen.“ (XXIII/139) Daher der gut gemeinte Ratschlag: „nicht übertrieben eitel sein“ (XXX/186).

#### 4.5 Fazit

Da erfolgreiche Zusammenarbeit nicht nur von der fachlichen Kompetenz der Mitarbeiter, sondern auch menschlich-sozialen Voraussetzungen abhängt, werden soziale Kompetenz wie auch grundsätzliche Offenheit anderen und anderem gegenüber als Schlüsselmomente für erfolgreiche interdisziplinäre Kooperation genannt. Darüber hinaus werden Phäno-

mene wie Vertrauen, Chemie und Freundschaft als relevant bezeichnet: Vertrauen, schlechthin *die* Grundvoraussetzung jeglicher Kooperation, geht idealiter mit einer guten ‚Chemie‘ des Teams einher und kann überdies in Freundschaft münden – was insofern ein Vorteil ist, als persönliche Verbundenheit disziplinar vorgeschobene Motive für vorschnelle Trennungen und Kommunikationsabbrüche unterlaufen kann. Darüber hinaus sollte der ideale, interdisziplinär Forschende bestimmte Eigenschaften, wie bspw. Geduld und Aufrichtigkeit, vorweisen und andere, etwa Egozentrik und Eitelkeit, schnellstens ablegen.

## 5. Wissenschaftsorganisation und Ressourcenprobleme

Die Aufmerksamkeit dieses Abschnitts gilt *Voraussetzungen* interdisziplinären Arbeitens, die mit der disziplinären Organisation des Wissenschaftsbetriebes zusammenhängen. Dass „Belohnungs- und Rekrutierungssysteme der Wissenschaft [...] vor allem über die Disziplinen“ (II/10) laufen, macht gewisse Nachteile für interdisziplinäres Arbeiten einsichtig: Ein disziplinäres Organisationsmuster begünstigt gleichsam naturgemäß disziplinäre Projekte und behindert Ausflüge junger Wissenschaftlerinnen in interdisziplinäre Projekte, da hier kaum disziplinäre Meriten zu holen sind. Gerade weil fächerübergreifende Kooperationen nicht auf den geraden Linien des herkömmlichen Wissenschaftsbetriebes stattfinden bzw. sich dort nicht ohne weiteres verzeichnen lassen, wird dieses Verhältnis in den Gesprächen thematisiert.

Dieser Abschnitt behandelt a) Probleme bei der Akquirierung von Geld, b) Karriereprobleme für Mitarbeiterinnen, c) die sehr spezielle Ressource ‚Zeit‘ und d) Änderungsvorschläge bzw. -wünsche, die interdisziplinärer Arbeit zuträglich wären.

### 5.1 Finanzquellen und Geldflüsse

Die „wichtigste strukturelle Voraussetzung ist sicher, dass es einen einigermaßen regelmäßigen, kalkulierbaren Geldfluss gibt, der die interdisziplinäre Arbeit speist.“ (XIX/115; XII/68) Geld ist eine fundamentale Voraussetzung für wissenschaftliche Arbeit – darin sind sich interdisziplinäre wie disziplinäre Forschungsprojekte ähnlich: „Ressourcenprobleme

sind disziplinär und interdisziplinär ziemlich ident“ (XXX/186), d.h. man hat „die Zeit- und Geldprobleme, die jeder Wissenschaftler hat“ (XVIII/108), wie immer man nun arbeitet. *Allerdings*: Der Zugang zu Forschungstöpfen und Geldquellen, die eine stetige und kalkulierbare Unterstützung sicherstellen, ist für nicht-monodisziplinäre Projekte in der Regel nochmals erheblich erschwert, denn: „Ressourcen werden über wissenschaftliche Disziplinen verteilt“ (II/10). Die Folge dieser Form von Verteilung liegt auf der Hand: „Mit dem interdisziplinären Zuschnitt fallen wir [...] zwischen den unterschiedlichen Forschungstöpfen durch.“ (IV/19–20) Ähnlich: „Ich handle und denke interdisziplinär. Das heißt aber auch, dass ich an ganz bestimmte Ressourcen, vor allem disziplinär orientierte, nicht mehr ran komme.“ (II/10) Als wesentliches Hindernis gilt daher „natürlich das strikte, disziplinäre Denken auf den Universitäten.“ (XXIV/148; XXXI/193)

„Interdisziplinarität“ ist zwar durchaus ein oft und gern verwendeter Begriff, gerade darin aber Ausdruck einer gewissen forschungspolitischen Schizophrenie: Man will sehr wohl, dass wissenschaftliche Probleme interdisziplinär und auf hohem wissenschaftlichen Niveau behandelt werden, aber das zur Verfügung gestellte Geld spiegelt diese Hochschätzung nicht wieder. „Man kann hier nicht auf der einen Seite Geld streichen und andererseits Interdisziplinarität verlangen.“ (IX/51) Ressourcenknappheit begünstigt Entscheidungen zugunsten innerdisziplinärer Projekte, die auf sicheren Bahnen relativ sicheren Erfolg verheißen, und wirkt sich für interdisziplinäre Projektanträge nachteilig aus, die üblicherweise auf nicht ausgetretenen Pfaden forschen und keine disziplinär eingespielten Routinen kennen:

Ständig geht es allerdings um den Ressourcenkampf. Dieser wirkt sich auf die interdisziplinäre Arbeit aus. Jeder steckt sein Territorium ab, sagt: ‚Wir sind die Besten – das gehört zu uns!‘ usw. Diese Mentalität tritt an den Tag, weil sich Universitäten immer mehr ökonomisch rechtfertigen müssen. Das ist für eine Grundlagenforschung etwas völlig Unmögliches, blockiert alles, produziert Territorialmentalität, verhindert transdisziplinäre Arbeit. (XXVI/163)

Mit anderen Worten: Ressourcenknappheit begünstigt Fächerdenken – Interdisziplinarität hingegen ist „absolut teuer“ (IX/51; II/13), kann daher „gegen strikte konventionelle Existenzmaßstäbe nicht bestehen“ (XIX/116) und verlangt Investitionen: Eine quasi organisch sich von

selbst entwickelnde Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen ist nicht zu erwarten und „zufällige Gespräche sind eine Illusion, denn Interdisziplinarität findet nur statt, wenn sie organisiert ist.“ (XXII/132)<sup>21</sup> Dafür aber „muss ich Leute anschaffen, die Interdisziplinarität nicht nur nebenbei betreiben, um sie unabhängig zu machen von Loyalitätskonflikten, Vereinnahmungsversuchen durch einzelne Fachdisziplinen.“ (XVIII/108)

Damit hängen auch bürokratische Hindernisse zusammen: Es „ist teilweise sehr schwierig diverse Kooperationen über die Fakultätsgrenzen hinweg zu organisieren.“ (XX/118) Die vielen, detaillierten und mitunter schwer anzugebenden Angaben in Forschungsanträgen können energieverwendend sein: Bei diesen muss man

den Disziplinen Prozentzahlen zuordnen, auch wenn man die genauen Zahlen im Voraus nie kennen kann. Über diese Prozentzahlen werden auch Gutachter ausgewählt, welche jeweils sehr unterschiedliche Kriterien haben, wie sie Anträge lesen, weil sie aus unterschiedlichen Disziplinen kommen. Wir kennen diese unterschiedlichen Kriterien nicht und könnten diese im Antrag gar nicht berücksichtigen. (II/11–12)

Man müsste viel freier sein. Viele Ansätze werden auch noch nicht durchgeführt, da es aufgrund bürokratischer Hürden (z.B. der Ab-, und Verrechnung) zu viele inhaltliche Vorgaben gibt. Natürlich müssen die interdisziplinären Ausgaben plausibel und belegbar sein, aber ich weiß nicht, ob man im Vorhinein bereits genaue Abgrenzungen schaffen kann und sollte. (XXVI/162)

Das Bündel an Voraussetzungen, das bspw. durch (forschungs-)politische Entscheidungen, historisch gewachsenes disziplinäres Denken oder durch die traditionelle Wissenschaftsorganisation de facto gegeben ist, ist für Projektplanungen jedenfalls pragmatisch in Rechnung zu stellen: „Bezüglich der Ressourcenmöglichkeiten sollte man keine unrealistischen Erwartungen haben. In Österreich gibt es Nischen für Interdisziplinarität, aber das sind eben Nischen und nicht der *mainstream*, in dem die großen Investitionen geschehen.“ (XVIII/109)

---

<sup>21</sup> Mitunter hat man den Eindruck, dass der Leistungsdruck auf interdisziplinäre Projekte größer ist – denn investiert man Geld in solche Experimente, sollten diese wenigstens reibungslos ablaufen: Jeder „weiß, dass der Dank im Nachhinein eher gering ist. Eher wird man kritisiert, wenn etwas nicht funktioniert.“ (XXVII/167)

## 5.2 Karriereprobleme

Ein weiteres Phänomen, das hier zu behandeln ist, sind institutionell bedingte Karriereprobleme und mögliche Nachteile bei Bewerbungen, die eine Mitarbeit in einem interdisziplinären Projekt mit sich bringen kann – denn Tatsache ist: „Bei Jobbewerbungen geht es um Disziplinen.“ (VIII/46) „Interdisziplinäre Qualifikation wird in den Fächern wenig honoriert, bei der Dissertation erst recht nicht, bei der Habilitation sowieso nicht.“ (XXII/131) Diese Konfiguration wissenschaftlicher Karrieremuster führt folglich dazu, dass kompetente, zumal junge Wissenschaftler primär auf ihr Fach fixiert sind: Kurz „vor bestimmten Bewerbungsgesprächen in ihren eigenen Disziplinen sind [...] Mitarbeiter meist auf die eigene Disziplin eingefroren“ (VI/33) – und in einer disziplinären Wissenschaftswelt ist ihnen dies sogar zu raten: Denn wissenschaftliche Karrieren

werden normalerweise innerhalb der traditionellen Grenze einer Disziplin gemacht. Die Überschreitung dieser Grenzen [...] [wird] zumeist eher als Umweg / Abweichung gesehen, die für Karrieren eher abträglich als nützlich sind. Es bringt nichts [...]. Zu einer jungen Kollegin sagt man: ‚Bleib doch in dem Fach, in dem du dich habilitieren willst. Wenn du in andere Fächer hinübergrast: Was bringt dir das?‘ Und das bekommt man natürlich mit. (XXXI/192–193)

Die „akademische Karriere, die man zwar ein bisschen interdisziplinär machen kann, aber sie ist trotzdem eine disziplinäre Veranstaltung.“ (II/10) Wer für seine Karriere etwa auf Publikationspunkte angewiesen ist, kann es sich letztlich nur selten leisten, ‚guten Gewissens‘ in einem interdisziplinären Projekt mitzuforschen – wenn ich „auf der Karriereleiter nach oben kommen möchte und die Punkte meiner Arbeit verwerten muss, dann wird meine Logik mich eher im disziplinären Bereich drängen, denn hier sind die effizienten Schritte zeitlich schneller gegeben.“ (XXX/188)

Blickt man auf idealtypische Karriereverläufe in einem disziplinären Wissenschaftsbetrieb, drängen sich Mitarbeitern Fragen auf, wie sie bereits zuvor (in Punkt 2.3.1) für eine vorbereitende Reflexion angeraten wurden und die es vor Projektbeginn zu klären gilt: „Passt das in deinen Lebensplan hinein und kannst du dir das leisten?“ (II/12; XII/66) Und: „Was ist, wenn das Projekt vorbei ist?“ (II/13) Ist man sich dieser Hindernisse

nicht genügend bewusst, kann dies für manche Wissenschaftler durchaus ‚tragisch‘ enden – in der „Tragik, dass sie sich über interdisziplinäres Arbeiten ihrem Fach entfremden und nicht mehr auf dem akademischen Markt vermittelbar sind.“ (XXII/131)

### 5.3 Zeitrahmen

Interdisziplinäres Arbeiten verbraucht nicht nur viel Geld, sondern auch Zeit – ausreichende Investition erweist sich hier als ebenso dringlich, zumal diese Form zu arbeiten mehr Zeit beansprucht als andere. „Zeit ist in der *scientific community* eines der großen Mankos“ (XXVI/161) – das gilt zwar *auch* für die fächerübergreifende Zusammenarbeit, aber wiederum herrschen hier weniger günstige Bedingungen als bei ‚herkömmlichen‘ Problemzugängen, die es bei der Verteilung der Ressource Zeit konsequent zu berücksichtigen wären: Schließlich braucht es ein *Mehr an Zeit*, „um sich dieses [fachfremde] Wissen gegenseitig zu vermitteln“ (IV/22) und „dauert [es] sehr lange, bis man sich eingearbeitet hat und man sich traut, etwas dazu auszusagen.“ (X/58) Hier gilt: Je „weniger Zeit, desto weniger kann die ‚volle‘ Interdisziplinarität ausgenützt werden“ (VI/34) – etwa weil dann die (zeitraubende) Herstellung von Interdependenzen zwischen Einzelbeiträgen schwierig wird.

Nicht nur die Vermittlung disziplinärer Perspektiven und ihre Synthese erfordert Zeit, sondern zugleich auch die Ausbalancierung des sozialen Gefüges: „Man sollte deshalb auch dazu anregen, die bisher zu wenig geförderten Projektanlaufphasen verstärkt zu fördern“ (XXIII/142) – obwohl dies mitunter ein Zeitraum ist, in dem in fachlicher Hinsicht „nicht immer alles verwertet werden kann.“ (VI/33)

Die durchschnittliche Dauer interdisziplinärer Projekte wird von den Gesprächsteilnehmern verschieden angegeben: manchmal ein halbes Jahr (XIII/75), zwei Jahre (VI/33; XV/85), zwei plus ein Jahr (VIII/46; XXIX/177), hin und wieder bis zu fünf Jahre (XIII/75). Hier äußern manche – abgesehen davon, dass Projekte ohnehin immer bereits am Vortag abgeschlossen sein sollten (XV/86) – eine gewisse Skepsis: „Ich sehe auch einen Zeitraum von 3 Jahren als zu wenig, um nützliche interdisziplinäre Ergebnisse zu liefern.“ (XIX/115) Vorgegebene Zeitschemata, die gehaltvolle Zwischenberichte fordern, können zum allzu engen Korsett werden:

Vorgesehen sind zwei Jahre, das Projekt wird vielleicht um ein Jahr verlängert. Nach dem ersten Jahr muss man einen Zwischenbericht schreiben, nach 15 Monaten bereits den Antrag auf Verlängerung. Die Zeit ist ziemlich knapp und wieder als Ressource ein Hauptproblem, was den Erfolg der interdisziplinären Arbeit erheblich beeinflusst. (VIII/46)

Summarisch: „Interdisziplinär arbeiten kostet mehr Zeit als disziplinäre Arbeitsweise“ (II/12; XIX/116) und kann daher nur schwerlich mit den gleichen Maßstäben wie mono-disziplinäre Arbeit gemessen werden – ein Hinweis, der es nahe legt, sich nicht nur um einen konstanten Geldfluss, sondern gleichermaßen auch um beruhigende Zeitreserven zu bemühen.

#### 5.4 Änderungsvorschläge

Interdisziplinarität „muss gewollt und gefördert sein, auch von der Institution her.“ (V/28) Dazu gibt es zwar Lippenbekenntnisse, aber tatsächliche Förderungen fehlen: „Hauptproblem ist, dass es wenig Anlass und Anreiz gibt, in der Interdisziplinarität zu arbeiten, weil – etwa an den Unis – zwar alle davon reden, aber wenige danach handeln.“ (XXXI/192) Um diese Form der Zusammenarbeit nachhaltig zu fördern, setzen die Interviewpartnerinnen nicht bloß bei Ressourcenvergaben für konkrete Projekte an, sondern berücksichtigen auch Fragen der Aus- und Weiterbildung, der institutionellen Verankerung oder des gängigen Wissenschaftler-Typus.

Zuvorderst braucht es eine tatsächliche Bereitschaft von institutioneller Seite, die sich in konkrete Taten übersetzen muss (VII/42) und sinnvolle ‚institutionelle Voraussetzungen‘ (XX/118) schafft: Dies können bestimmte Forschungsprogramme sein [„institutionelle *settings* und Forschungs-*settings*, in denen das interdisziplinäre Arbeiten gepflegt wird.“ (XIX/116)], bestimmte Orte [Interdisziplinarität funktioniert dann, „wenn ich einen eigenen Raum schaffe, auch institutionell.“ (XVIII/107)] oder auch Ausschreibungsverfahren, wie sie bspw. die EU praktiziert: Wenn man weiß, dass monodisziplinäre Anträge weniger Chancen haben und „dass die Chancen sofort besser sind, wenn man Ökonomie und Geschichte mit drinnen hat, wird man das auch machen. Das wäre ein solches Anreizsystem.“ (XXXI/195) Summarisch gesprochen:

Die institutionelle Ebene sollte für interdisziplinäres Arbeiten vereinfacht werden. Es müssen mehr und bessere Rahmenbedingungen geschaffen werden; somit sollten dann mehr interdisziplinäre Projekte gefördert werden und mehr Wissenschaftler sich auch ‚trauen‘, interdisziplinär zu arbeiten. (XX/118)

Ein weiterer Punkt betrifft Ausbildungs- und Weiterbildungsfragen; Investitionen in diesem Gebiet würden sich langfristig als Vorteil erweisen: So müsste man etwa bezüglich Doppelstudien „konsequent sein und von der Seite der Stipendien Änderungen verlangen“ (XXIV/149) und auch späterhin „sollten mehr Möglichkeiten zur eigenen Fortbildung geschaffen werden.“ (XVIII/109) Es braucht, so eine weitere Forderung, eine Ausbildung, die Mut zur Interdisziplinarität macht – und die konkret folgendes umfasst: interdisziplinäre Lehrveranstaltungen, Lektüeranregungen über das eigene Fachgebiet hinaus, offenere Anrechnungsmodi (XXIII/138); besonders die leichtere Anrechenbarkeit fachfremder Lehrveranstaltungen wird mehrfach als sinnvoll erachtet (XV/91; XVII/102) und als Charakteristikum einer universitären Ausbildung gesehen: „Das wäre ein Vorteil gegenüber Fachhochschulen – also die Freiheit, seinem Interesse nachzukommen.“ (XV/91) Auch in Bezug auf Karriereverläufe „müssten neue strukturelle Rahmen für interdisziplinär arbeitende Wissenschaftler gemacht werden.“ (II/10)

Am weitesten schließlich gehen jene Überlegungen, nach denen Interdisziplinarität *letztlich* eine andere Wissenschaftsorganisation erfordere – nicht bloß Adaptionen:

Interdisziplinarität braucht eine andere Wissenschaftsorganisation, ein anderes Verständnis von der Definition der verschiedenen Wissenschaftler. Karriereverläufe müssen anders aussehen. Und es verändert sich auch der Begriff des Individuums: Ich denke, dass das Individuum im interdisziplinären Prozess nicht mehr so wichtig ist. (IX/53)

Ein Ansatzpunkt für diese Utopie scheint der *Typus* des Wissenschaftlers zu sein, der zwischen alltäglicher Wirklichkeit und strukturellen Vorgaben steht.<sup>22</sup> Der traditionelle Typus lässt sich nicht ohne weiteres für interdis-

---

<sup>22</sup> Die Wahrnehmung verschiedener Wissenschafts-Typen ist auch für die Projektplanung relevant: „Wie ist der Typ des Anthropologen, des Soziologen, des Wirtschaftswissenschaftlers? Es handelt sich um unterschiedliche Verhaltensweisen. Man muss auch un-

zipliniäre Zwecke zurechtschneiden, insofern „der traditionelle Wissenschaftsbetrieb auf den Einzelkämpfer ausgerichtet ist, auf den einzelnen individuellen Wissenschaftler, der sich mit einer einzelnen tollen Idee profiliert und der darauf schaut, dass seine Ergebnisse in möglichst vielen Büchern zitiert werden.“ (IX/52) Ein konkreter Name könnte, obwohl er in einem anderen Gespräch fällt, diesen Gedanken veranschaulichen; er steht hier insofern für einen ‚interdisziplinären Wissenschaftler-Typus‘, als er Tugenden exemplifiziert, die im Teamwork gefragt sind: „Popper hat z.B. alles andere gehabt als Arroganz oder Überwissenheit gegenüber den Anderen. Ihm war es ein Anliegen, dass man versteht, was er aussagen möchte und nicht, dass er besser ist wie Andere“ (XXIV/147) – oder ansehnlichere Zitierquoten heimbringt.

### 5.5 Fazit

Interdisziplinäres Zusammenarbeiten innerhalb eines disziplinar organisierten Wissenschaftsbetriebs ist mehrfach, beispielhaft etwa durch den fachlich-engen Zuschnitt von Forschungstöpfen, erschwert; so braucht die Gewährung eines interdisziplinären Projekts in der Regel mehr Mut als die Zusage zu einem disziplinären Antrag – sowohl was die Investition von Geld als auch jene von Vertrauen anbelangt. Zu dem verschärften Finanzierungsproblem gesellen sich zudem Zeitprobleme (es dauert in der Regel länger, mit Partnern aus anderen Disziplinen zu arbeiten) und mögliche Karriereprobleme für mitarbeitende Wissenschaftlerinnen, die ebenfalls mit der disziplinären Wissenschaftsorganisation verknüpft sind. Änderungswünsche setzen an den genannten Problemstellen an: allgemein ein Mehr an Geld, die Öffnung von Forschungstöpfen, wodurch zugleich Anreize für Interdisziplinarität gegeben wären, Investitionen in die Aus- und Weiterbildung und Arbeit an einem neuen Leitbild des Wissenschaftlers.

---

terscheiden, inwiefern es sich um fachspezifisch entwickelte Phänomene handelt, oder ob es einfach eine Schule ist, ein interner Stil“ (XXIII/140)

## 6. Fragen der Koordination und Organisation

Zusammenarbeit setzt Koordination voraus; es ist unmittelbar einsichtig, dass Koordinationsfragen entscheidend für den Erfolg eines interdisziplinären Projekts sind. In den Gesprächen finden sich Anmerkungen dazu an zentralen Stellen, die in diesem Abschnitt nach vier Gesichtspunkten zusammengestellt sind: Es werden erläutert a) Fragen nach der Notwendigkeit und dem Anforderungsprofil eines Moderators, b) exemplarische Aufgabenbereiche einer Koordinatorin, und schließlich c) die Bedeutung der Zusammentreffen sowie d) die Bedeutung der Örtlichkeiten, i.e. Treffpunkte.

### 6.1 Moderations- und Koordinationsfragen

#### 6.1.1 Wie notwendig sind Moderatoren?

„Manchmal stellt unsere Disziplin die Leitdisziplin mit Moderation dar, dann wieder ist ein externer Moderator gegeben, der objektiv und neutral moderiert, und je nach Fragestellung kann auch eine andere Disziplin die Leitdisziplin sein“ (VII/43). Das Zitat spricht mehrere Möglichkeiten der Projektkoordination an, die in den Gesprächen genannt werden.

Koordinationsangelegenheiten können prinzipiell gemeinsam übernommen oder einem Moderator überantwortet werden; während aber nur vergleichsweise wenige Gesprächsteilnehmer meinen, dass Projekte gemeinschaftlich und ohne Festlegung auf eine Leitdisziplin geleitet werden [etwa: Es „spielt keine Disziplin eine gewisse Leitfunktion. Man muss sich sooft treffen, wieder auseinander gehen und treffen, bis das Problem gelöst wurde.“ (XIV/80; XXX/185)], spricht sich ein Gutteil der interviewten Wissenschaftler für Moderationen aus. Die Moderationsaufgaben können dabei zum einen von einer bestimmten Disziplin (in der Regel der Leitdisziplin) wahrgenommen werden: So ist es möglich, „dass eine Disziplin die Moderation und Leitfunktion übernimmt.“ (XVII/101; XXIX/180) Zum anderen gibt es hier auch die Möglichkeit eines externen Moderators. Vorteil dieser Variante ist die Distanz zu Arbeitsprozessen sowie möglichen sozialen Konflikten: „Der Moderator soll nicht Teil des interdisziplinären Projektes ein.“ (II/14) Er

arbeitet bei uns nicht im Projekt; er ist immer in irgendwelcher Disziplin verstrickt. Die Perspektivität, die jeder Wissenschaftler hat, ist nicht zu neutralisieren, sondern zu reflektieren und umzusetzen. Es gibt immer soziale Prozesse, Konkurrenzen,... Wird nun das Projekt intern moderiert, nimmt man das ganze Gepäck immer mit. (II/14)<sup>23</sup>

Ein anderer Versuch, mit einer emotional unbelasteten, nicht-betriebsblinden Leitung zu arbeiten, ist es, wenn „der Moderator [...] zwar ein Teilnehmer, aber inhaltlich fast nicht beteiligt“ (XV/87) ist; der Gedanke einer externen Korrektivinstanz (in wissenschaftlicher Hinsicht) steht auch hinter der Einladung unbeteiligter Wissenschaftler zu Projektklausuren: „Die einen sind Referenten oder diskutieren oder machen Murren oder stellen Fragen. Das ist aber bewusst so gedacht, dass größere Runden auch externe Personen involvieren“ (XVIII/107) – die externe Instanz ist hier jeweils als Versuch zu sehen, die „eigene Blindheit zu erkennen.“ (XXII/128)

Moderationen werden aus mehreren Gründen als sinnvoll erachtet: weil auf diese Weise (gerade am Beginn) die Kommunikation am Laufen bleibt (XXVI/160; XII/68) und im weiteren Verlauf Orientierung und Überblick gewährleistet bleiben (VI/38; ähnlich XVII/101) weil klare Ansprechpartner vorhanden sind (IV/19), weil nichts übersehen oder „verschlampt wird“ (XV/87) oder auf diese Weise am Ende auch tatsächlich ein „Gesamtbericht / Integration zustande kommt“ (XV/87; XI/62). Sinnvoll ist das Engagement eines Moderators auch, wenn die Differenzen in der Gruppe zu groß sind bzw. werden: „Wenn Probleme auftauchen, ist in jedem Fall eine Moderation wichtig. Diese Krisenintervention muss dann in jedem Fall stattfinden.“ (VI/33; XI/62)

Das Amt des Moderators kann verschieden gedacht sein, etwa in einem starken Sinne (als Projektleitung, welche die Moderation zwischen den Disziplinen übernehmen) oder in einem schwächeren Sinne (als Instanz, die den Dialog an bestimmten Punkten bzw. bei bestimmten Anläs-

---

<sup>23</sup> Manche Gesprächsteilnehmer mussten in ihren Projekten bislang noch nicht auf externe, vermittelnde Moderationen zurückgreifen (XIII/73), während andere sehr wohl davon berichten: So war etwa eine bestimmte Zusammenarbeit „sehr konfliktträchtig. Für dieses Projekt haben wir einen Manager gebraucht, der dann die externe Moderation übernommen hat, und dieser hat sich primär für die Kommunikationsräume und –möglichkeiten eingesetzt.“ (XV/86–87)

sen leitet); Moderatoren können zum einen fachliche Aufgaben wahrnehmen, etwa als Herausgeber, die Verbindungen zwischen den einzelnen Beiträgen herstellen und an deren Integration arbeiten (XXIX/180; XV/87); zum anderen verfolgen und orientieren sie gruppensdynamische Prozesse, deren „Beobachtungen [sie] in das Team transportieren“ (XVI/99). Auf Basis dieser Wahrnehmungen können sie gegebenenfalls „unterstützende kommunikative Hilfsmittel“ (XII/68) einsetzen – auch gegen Vorbehalte.<sup>24</sup>

Notwendigkeit und Sinn einer delegierten Moderations- und Koordinationsinstanz steigen offensichtlich mit der Größe des Projekts: Als sinnvoll erscheint sie vor allem dann, „wenn es personell eine gewisse Komplexität erreicht. [...] Bei kleineren Projekten, wo weniger Personen involviert sind, ist es nicht unbedingt notwendig.“ (VI/33)

### 6.1.2 Was muss eine Moderatorin können?

Moderatorinnen und Koordinatoren von Projekten sollten einige wesentliche Anforderungen erfüllen; zum einen braucht es die Fähigkeit, Probleme zu ‚framen‘ – eine wichtige Moderationsqualifikation (XIX/113): Diese meint, auftauchende und zu bewältigende wissenschaftliche Probleme in ihrer Komplexität einschätzen bzw. in größere Zusammenhänge einbetten zu können und entsprechende Mittel, Zeitrahmen etc. dafür vorzugeben. Es ist hilfreich, „ein gewisses Gefühl zu bekommen, wie schwierig etwas ist. Und im interdisziplinären Bereich muss man ja sicher die Probleme jener Leute verstehen, die involviert sind, die man vielleicht aufgrund einer Moderationsfunktion führen muss.“ (XXI/124) Neben dieser *Sensibilität* für ‚Problemausmaße‘ ist allerdings auch *Wissen* notwendig; es braucht eine Person, die (idealerweise) „in verschiedensten Methoden und Disziplinen bewandert ist“ (XXVI/160): Moderationskompetenz meint hier „unabhängig von Fachzugehörigkeit die Fähigkeit, in Organisationen unterschiedliche Professionen und Disziplinen aufeinander zu beziehen.“ (XXII/130)

Dabei gilt es, soziale Aspekte nicht zu übersehen: Das „erfordert Mediations- und Konfliktkompetenz. Es geht hier immer um ein Thema,

---

<sup>24</sup> „Ich habe es erlebt, dass sich durch die Tatsache, dass man bewusst Kommunikation stärken muss, manchmal die Meinung [...] ergibt, dass man sich ‚auf eine Art ‚Selbsterfahrungs-Trip‘ einlässt.“ (XII/68)

aber oft wird vergessen, dass es dabei [auch darum] geht, soziale Konflikte auszutragen“ (XXII/130). Moderationskompetenz heißt, die Kommunikation im Team am Laufen zu halten, sie initiativ zu gestalten (XII/65), „den Gesprächsfaden in der Hand halten, die Konflikte von den Themen zu trennen, die Konfliktladung der Themen identifizieren“ (XXII/130) und dabei stets zu beachten: „Es sollte nicht ‚von oben herab‘ sein“ (VI/38).

Zugleich brauchen Moderatorinnen die fundamentale Fähigkeit, sowohl Überblick zu behalten als auch ständig Reflexionsprozesse einzuschalten, um Betriebsblindheiten vorzubeugen: Denn in der Regel heben nur sehr wenige „Menschen einen Überblick über das Gesamtprojekt – es müssen dann Subgruppen gebildet werden, die an Ihrem Problem arbeiten und somit nicht wirklich realisieren, was außerhalb passiert. [...] Man muss sich immer neu überlegen, was sinnvoll ist und was nicht.“ (VI/38) Diese „Prozessaufmerksamkeit“ (XXII/130) ist nicht nur, aber im besonderen Maße Moderatorenaufgabe.

## *6.2 Exemplarische Koordinationsmomente*

### 6.2.1 Teamzusammenstellung

Eine erste Aufgabe, die eine gewisse Koordinationsleistung erfordert, ist die Zusammenstellung eines Projektteams; hier sind soziale mit wissenschaftlichen Anforderungen verknüpft: Das Team sollte so aufgebaut werden, dass die Mitglieder „in etwa gleich alt sind und einen gleichen Erfahrungsschatz aufweisen, weil wenn irgend jemand extrem dominant ist, findet relativ schnell ein Richtungswechsel in Richtung der dominanten Person statt.“ (XIII/76) Fragen der Homogenität stellen sich auch, wenn Mitarbeiter aus verschiedenen Positionen in Universitätshierarchien stammen oder aus anderen Ländern bzw. Forschungskontexten kommen: Wie ist echtes Miteinander und volle „Partizipation möglich, in einem Kontext, der [...] ganz eindeutig von unterschiedlicher Verteilung der Macht und der Ressourcen“ (XXIX/176) geprägt ist? Derlei Fragen haben Koordinatoren zu berücksichtigen.

Gewisse disziplinäre Distanzen zwischen den Teilnehmerinnen sind durchaus von Vorteil [„Zwei Experten auf dem gleichen Gebiet und an demselben Projekt zusammenarbeiten – das geht nicht.“ (XIV/81)], ebenso wie die Arbeit in überschaubaren Gruppen: „Kleine Teams sind

besser“ (XIII/76). Zugleich gilt es für den Moderator zwischen verschiedenen ‚Typen‘ zu vermitteln, diese adäquat einzubinden bzw. richtig zu positionieren: Es „gibt Menschen die sind Tüftler, andere wieder sind Manager; man muss aber im interdisziplinären Bereich eine Ausgewogenheit der Typen“ suchen (XX/121).

### 6.2.2 Bürokratie

Ein Problem, das auch vornehmlich die Koordinationsinstanz zu bewältigen hat, sind bürokratische Aufgaben innerhalb des Projekts bzw. in der Vermittlung nach Außen:

ich sehe es auch als wichtig, dass jemand die Funktion der Organisation und Bürokratie übernimmt. Das Problem ist, dass man in den Projektanträgen nicht explizit ausweisen kann, dass man eine Person für die Organisation des Projektes braucht. Dies würde in den wenigsten Fällen bezahlt werden. (XII/68)

Gerade diese nicht-wissenschaftlichen Bürokratie- und Managementaufgaben werden von Wissenschaftlern in der Regel nur ungern übernommen: Es ist für einen Forscher nur mäßig interessant, „für die Einhaltung von Terminvereinbarungen verantwortlich zu sein oder [dafür,] dass Leistungsvereinbarungen gehalten werden müssen“ (XV/87).

### 6.2.3 Rahmungen und Fixierungen

Eine weitere wesentliche und zentrale Koordinationsaufgabe sind ‚Rahmungen‘: „Nach meiner Erfahrung hat man mehr Freiheit im Inhalt, desto strenger der Rahmen gesetzt ist.“ (XIX/113) Konkret heißt das:

Für mich ist im interdisziplinären Arbeiten sehr wichtig, dass strenge *settings* gemacht werden, in denen ein Arbeitsprozess verläuft. Es muss ein sehr klarer Zeitplan ausgedacht werden, mit wichtigen *milestones*, es müssen soziale *settings* geplant werden, z.B. in Form von *workshops* oder verschiedenen Arbeitssitzungen, in denen wirklich professionell moderiert werden muss und eine harte Zeitregie existiert. Der Rahmen muss ständig vergewissert werden, man sollte am Anfang der Sitzung genau wissen, wozu sie dient. Man weiß [so] am Ende der Sitzung, ob man dies erreicht hat oder nicht (XIX/113)

Dies erleichtert die Arbeit, die damit strukturiert wird und Form bekommt und ist hilfreich für spätere Analyse- und Reflexionsprozesse: „Sind wir dort? Wie sind wir dort hingekommen? Wie ist es uns ergangen? Sind wir im Plan? usw.“ (XVI/95) Solche fixen Rahmungen werden dabei nicht als Widerspruch zur Prozessflexibilität aufgefasst, sondern erscheinen eher als Garantie dafür: „Bei interdisziplinären Projekten entstehen sehr viele unvorhersehbare Situationen und das Projekt muss oft ‚nachadjustiert‘ werden. *Hier* ist eine Planung und ein Konzept eben elementar.“ (XVI/96)<sup>25</sup>

Ein Punkt, der mit den zeitlichen Rahmungen einhergeht, sind Fixierungen in inhaltlicher Hinsicht: „Es muss auch genau ausgehandelt werden, inwieweit ich das, was ich glaube zu bekommen, auch wirklich erhalte.“ (XII/67) Es ist auch im Blick auf die soziale Balance der Gruppe „wichtig, dass bei der Zusammenarbeit genau ausgemacht und geplant wird und somit dem Anderen nichts vorgeworfen werden kann.“ (XXI/122) Diese Verständigungen haben immer wieder zu erfolgen – eine regelmäßige Kommunikation darüber, „was hat man jetzt selber vor und was braucht man vom anderen und wie ist etwas zu verstehen.“ (XV/86)

#### 6.2.4 Überblick

Ein besonderes Problem ist es, den Überblick über den Arbeitsprozess zu behalten: „Unsere Projekte zerfallen meistens in ca. 10 *work-packages* und die Teilnehmer müssen sich dann untereinander verständigen, um herauszufinden, was die einzelnen *packages* für Inhalte und Ziele haben.“ (XXVII/166) Hier sind Koordinationen besonders notwendig: Denn wie erfährt ein Team zuverlässig, „was das andere gerade so entwickelt? Oft wird etwas parallel entwickelt. Es ist schwierig, Brücken zwischen den Projekten herzustellen.“ (IV/19)

Möglichkeiten, die hier genannt werden, sind Homepages oder Newsletters (X/59), Workshops (XXVI/163 u.a.), Klausuren (IV/19 u.a.) Protokolle (XXVI/161 u.a.) oder eigene Publikationen (XXVII/165); die folgenden Gedanken erläutern dies zusammenfassend:

Protokolle sind in den *meetings* jedenfalls sehr wichtig. Ein Prozess wird durch *events* gemacht, und ich muss allen klar machen, wo man in dem Prozess steht – sonst läuft man der Gefahr dass die verschie-

---

<sup>25</sup> Hervorhebung von mir.

denen Bereiche zu sehr auseinanderdriften und nicht zielorientiert sind. D.h.: Solche *workshops* sind *events*, wo für alle interdisziplinären Teilnehmer klar sein muss, was erreicht worden ist und was nicht. Darum ist eine Mitschrift sicher sinnvoll und wichtig. So erkennt man, wo ein Beitrag nötig ist, wo ein weiterer Beitrag in Erwägung gezogen werden muss und: Wo ist ein Beitrag nur ein Duplizieren von Wissen, das schon generiert worden ist? (XIX/114)

### 6.3 Treffen und Besprechungen

Wie im letzten Punkt bereits angedeutet, spielen Treffen, ihre Vorbereitung, Gestaltung und Auswertung in interdisziplinären Projekten eine bedeutende Rolle: Das „eigentlich interdisziplinäre Arbeiten liegt ja im persönlichen Treffen“ (IX/51–52) – und nicht im Textaustausch. Da die Organisation und Gestaltung von Treffen in interdisziplinären Projekten einen wichtigen Punkt unter den Aufgaben des Moderators darstellen, werden sie hier in einem eigenen Abschnitt behandelt.

#### 6.3.1 Bedeutung

Treffen mit den anderen Projektmitarbeitern in interdisziplinären Kooperationen erfüllen in den verschiedenen Projektphasen verschiedene Funktionen; so sind sie etwa für die Vorbereitung von interdisziplinären Projekten relevant: „Im Konzept ist bei uns schon vorgesehen, dass man sich zwei oder dreimal hier und dort trifft und dann bereitet man die Kontakte und Bereiche vor.“ (XXIX/177) In dieser Phase, aber auch darüber hinaus sind Treffen bedeutsam für gelingende Kommunikation, den Aufbau von Vertrauen und die Entwicklung tragfähiger Beziehungen untereinander – zumal ganz am Anfang zu klären ist, ob man überhaupt ‚miteinander kann‘: Hier gibt es Treffen in der Anlaufzeit, bspw. „von einem Jahr, um zu sehen, ob wir überhaupt miteinander können. [Wir] haben Gruppenarbeiten gemacht, die soziale Komponente sehr betont.“ (XXIII/142) Dies scheint nicht nur in sozialer, sondern auch wissenschaftlicher Hinsicht zu gelten: Man sollte sich persönlich begegnen, um „die Kompetenzen des anderen im persönlichen Gespräch [zu] erleben“ (VII/42) oder bspw. adäquate und konstruktive Kritik zu garantieren:

ein *face to face* ist elementar. Ich bin auch sehr viel mit *e-mail* beschäftigt, habe aber festgestellt, dass Kooperation über *e-mail* nicht

funktioniert. Die schwierigen Kommunikationen, wo jemand kritisiert werden sollte, sind über *e-mail* nicht möglich. Man weiß nicht, [...] [ob] jemand, der dies liest, im Endeffekt richtig betont und interpretiert. (VI/37–38)<sup>26</sup>

Eine weitere Funktion von Treffen ist die Aufteilung und Abstimmung der einzelnen Arbeiten (etwa in sogenannten *kick-off-meetings*, cf. XVI/95), im weiteren Verlauf die Präsentation von Zwischenergebnissen (XIV/78) oder die Kritik und Korrektur durch hinzugezogene Instanzen (XVIII/107).

### 6.3.2 Gestaltung

Wie *regelmäßig* bzw. *häufig* Treffen organisiert werden sollten, lässt sich nur mit Rücksicht auf die je spezifischen Voraussetzungen eines Projekts (Größe, Örtlichkeit, Themenstellung etc.) beantworten. Hinsichtlich Regelmäßigkeit gibt es deshalb etwa nahezu entgegengesetzte Angaben: „Es existiert keine Regelmäßigkeit im Treffen.“ (XIV/78) kann hier ebenso treffend sein wie: „Primär funktioniert unsere Interdisziplinarität durch regelmäßige Treffen“ (XIII/73). Treffen können also anlassbezogen sein, etwa: Wann „immer es für einen Teilnehmer wichtig erscheint, [...] wird man sich spontan treffen und über die Probleme diskutieren.“ (VII/43; XIV/78); allerdings scheinen für die meisten Gesprächsteilnehmerinnen regelmäßig geplante Treffen sinnvoll, und zwar: wöchentlich (XIII/73; XXIV/144), vierzehntägig (XVII/101; XXVI/161), alle zwei Monate (XV/86), zumindest zweimal jährlich im größeren Rahmen (XVII/106), bei einer internationalen Zusammenarbeit auch dreimal jährlich (XVII/102). Bei längeren Pausen kann durchaus ein gewisses Unbehagen entstehen: „Zweimal jährliches Treffen ist ein Kompromiss aus Zeit, Budget, Ressourcen. [Das] hat bis jetzt immer funktioniert – auch wenn manchmal mehr Bedarf wäre.“ (XVII/107) Gleichwohl sind auch allzu häufige Treffen nicht immer ratsam: So gibt es die Erfahrung,

dass sich eine Verdichtung eher in *workshops* ergibt als in wöchentlichen Treffen. Wöchentliche Treffen sind eher geeignet, die klassischen *procedere*-Fragen, wie administrative, bürokratische [Angelegenheiten] oder allgemeine Informationsflüsse zu organisieren.

<sup>26</sup> In diesem Sinne ist persönliche Begegnung eher eine zeitliche Erleichterung: „Über die neuen Medien kann man zwar viel abwickeln, aber persönlicher Kontakt ist wichtig, um Dinge rasch abhandeln zu können.“ (X/59)

Was jedoch das wirklich inhaltliche, [...] theoretische, aufeinander zugehende Arbeiten [...] [angeht], habe ich meistens das Gefühl, dass die Treffen zu kurz sind. Denn kaum ist man ‚warmgelaufen‘, ist das zeitliche Limit erreicht und man muss sich wieder trennen. (XVI/95–96)

Darüber hinaus hängt die Frequenz der Treffen wiederum mit den Projektphasen zusammen: „Wenn wir z.B. noch im *brain-storming* sind, dann sind regelmäßige und mehrmalige Treffen nötig.“ (XVI/95) Oder: „Wenn man dann in der Endphase eines *papers* ist, dann finden öfters solche Treffen statt, das ist klar.“ (XIV/78)

### 6.3.3 Relativierung

Die Bedeutung regelmäßiger Treffen kann allerdings zugunsten der Qualität der Zusammenkünfte relativiert werden: „Ein interdisziplinäres Projekt ist dann gut, wenn dieser Austausch möglichst intensiv stattfindet – weniger die Frequenz als die ernsthafte Auseinandersetzung“ (XV/87) sind entscheidend. Daher ist es möglich, dass man Projektmitgliedern nicht regelmäßig *face to face* begegnen muss und aufgrund eines stark verbindenden Forschungsinteresses dennoch eine funktionierende Zusammenarbeit möglich ist: Dies hängt „jedoch stark von der Fragestellung ab, um die man gemeinsam kreist, dass [man etwa] auf einen besonderes spannenden Punkt einer Frage eine Antwort bekommt. So etwas ist viel mehr Vertrauen schaffender als regelmäßige Treffen.“ (XV/89)

## 6.4 Örtlichkeiten und Treffpunkte

Da die Frage der Organisation von Treffen eng mit jener der Örtlichkeit verbunden ist, werden im Folgenden kurz einige Bemerkungen dazu zusammengestellt. Örtlichkeit unterliegt zwar in der Regel nicht unmittelbar der Gestaltbarkeit eines Koordinators, allerdings hat er sie in seiner Planung besonders zu berücksichtigen; insofern scheint es gerechtfertigt, diesen Punkt unter dem Gesichtspunkt von Organisationsproblemen zu sehen.

### 6.4.1 Bedeutung

Wie wichtig stetige Zusammenarbeit an einem Ort ist, wird unterschiedlich eingeschätzt; so meinen einige Gesprächspartner, dass Örtlichkeit an

gesichts moderner Medien eine zunehmend geringere Rolle spielen: Deshalb ist es „heute sicher nicht mehr so wichtig, dass alle Teilnehmer eines interdisziplinären Prozesses geographisch gesehen auf demselben Platz sitzen. Ich denke, dass via *e-mail*, Telefon usw. schon sehr viel Gedankenaustausch und Unterstützung geboten werden kann.“ (VII/42; III/16) Das heißt allerdings nicht, dass Trennungen gar von Vorteil wären; denn tatsächlich wird „manche interdisziplinäre Zusammenarbeit durch räumliche Distanz [...] erschwert“ (III/16), oder: „EU-Projekte scheitern [bspw.] oft an der Kommunikation via *e-mail*“ (XXVI/162). Ebenso wenig kann prinzipiell auf persönliche Begegnungen verzichtet werden: Vertrauen etwa ist wesentlich auch eine Sache gemeinsamer Örtlichkeiten. Um Vertrauensverhältnisse zu erhalten, muss man

genug Zeit miteinander verbringen. Eine Basis dafür ist eine gewisse räumliche Voraussetzung. Man muss sich *face to face* begegnen. [...] Das heißt eine räumliche Voraussetzung schafft die nötige Struktur, dass durch immer wiederholtes Treffen solche Gefahren eliminiert werden. (XIX/116; XI/63; I/4)

*Gerade* bei räumlicher Trennung sind daher „diverse und öftere Meetings schon wichtig, denn die Teilnehmer müssen sich persönlich kennen lernen“ (VII/42) und gilt es dennoch als anstrengungswürdig, „dass man so oft wie möglich bei Kommunikationen im gleichen Raum sitzt.“ (XIII/76)<sup>27</sup> Es kann ein wenig ernüchternd sein, wenn man „mit Vertretern aus Disziplinen, die nicht an unseren Projekten teilnehmen, aber in unserem Haus sind, mehr Kontakt als eigentlich mit meinen Partnern“ (XXVII/167) hat.

Vor allem aufgrund der Möglichkeit, sich persönlich zu begegnen, wird Örtlichkeit zu einer überaus vorteilhaften, ja idealen Voraussetzung, denn: „Das Gefühl der Nähe ist wichtig.“ (XIV/79) So entstehen Kooperationen nicht nur leichter (XIV/78), sondern kann bei Problemen auch schneller reagiert werden: „Ich gehe nur einen Stock höher, [und] kann mir verschiedene Dinge mit Bildern illustrieren lassen.“ (XIV/79)

---

<sup>27</sup> Eine Alternative hierzu, die vielleicht Ersatz bieten kann, sind Videokonferenzen: Räumliche „Trennung ist kein Problem, da wir viel schon über Telefonkonferenzen oder Videoübertragung erledigt haben. Und dies auch sehr effizient ist“ (XIII/74)

#### 6.4.2 Gestaltung

Relevant für die Koordination von Treffen ist auch die Auswahl von Treffpunkten; diese sollten idealiter allgemein bekannt und „nicht hegemonial von einer Disziplin besetzt sein. Es macht auch von der Stimmung her einen Unterschied, wenn die Einrichtung eines Institutes nicht schon im Vorhinein impliziert, welche Disziplin hier vorherrscht.“ (VI/37) Von zumindest mittelbarem Vorteil kann auch die Nähe ‚informeller‘ Räumlichkeiten sein: So ist evident, „dass, wenn man informelle Situationen schafft, jede Zusammenarbeit besser und produktiver wird. Wenn ich den Kollegen [...] kurz in der Cafeteria sehe, dann kann hier schon ein gewisser intellektueller Austausch erfolgen.“ (XXVIII/173)

Es wird als hilfreich empfunden, Treffen regelmäßig an einem fixen Ort abzuhalten bzw. eine „fixe Räumlichkeit für die interdisziplinäre Gruppe“ einzurichten – wie bspw. „in meinem Büro, das einen mini runden Tisch an den normalen angehängt hat, was eine ideale Voraussetzung bietet, um gut interaktiv zu kommunizieren – vor allem ergebnisorientiert.“ (VI/37)

#### 6.4.3 Relativierung

Die Bedeutung des Ortes wird nicht nur durch die Möglichkeiten neuer Medien relativiert, sondern vor allem dadurch, dass eine gemeinsame Forschungsstätte nicht notwendig positive Effekte impliziert:

Örtliche Nähe ist ganz bestimmt ein Vorteil, wenn auch keine Garantie. Ich habe mehrere Jahre am Institut für Höhere Studien gearbeitet, da waren Ökonomen, Soziologen und Politologen in einem Haus. Es war zwar leichter, aber so viel Interdisziplinarität hat auch nicht statt gefunden. Da waren die Kollegen und Kolleginnen primär an ihren Karrieren in ihren universitären Wissenschaftsdisziplinen [interessiert] (XXXI/194)

Sind die persönlichen Interessen zu verschieden, gibt es zwischenmenschlich keinen Kontakt oder geben sich Institute grundsätzlich verschlossen, kann bereits ein Stockwerk „eine extreme Grenze sein.“ (XXIV/148) Örtlichkeit ist in diesem Sinne nur ein sekundäres Gut interdisziplinärer Arbeit (XXXI/194), das Defizite an primären Gütern nicht wettmachen kann.

## 6.5 Fazit

Koordinationsfragen können, vor allem abhängig von der Größe des Projekts, entweder gemeinschaftlich oder von einer dafür delegierten Leitung (die mit der Leitdisziplin zusammenfallen kann) gelöst werden; Moderatoren sollten idealiter Kenntnisse in verschiedenen Disziplinen mitbringen – etwa wenn es darum geht, Problemausmaße einzuschätzen – und Sensibilität für gruppendynamische Zusammenhänge aufweisen. Externe Instanzen weisen hier vor allem den Vorteil auf, in (sozialen wie inhaltlichen) Konflikten unbelastet zu sein. Exemplarische Koordinationsmomente sind bürokratische Aufgaben, inhaltliche Abstimmungen oder die Arbeit daran, Überblick über die einzelnen Prozesse zu behalten bzw. zu gewährleisten. Treffen und Besprechungen sind den Angaben der Gesprächsteilnehmer zufolge von Projekt zu Projekt unterschiedlich zu bewerten – wesentliche Punkte sind vor allem klare Zielvorgaben und die Protokollierung der Sitzungen. Örtlichkeit wird in der Regel, vor allem da sie *face to face*-Begegnungen erleichtert, als sinnvoll und wichtig, aber nicht unbedingt notwendig erachtet.

## 7. Zum Verhältnis der Disziplinen

Wie wird das Verhältnis zwischen den einzelnen Disziplinen, die in interdisziplinären Kooperationen beteiligt sind, gedacht? Wenn es etwa „drei unterschiedliche Disziplinen gibt und eine übernimmt die Leitfunktion, ergibt sich auch die Frage, ob diese Disziplin auch dominiert.“ (XV/87) Problemen, die sich aus diesen Fragen ergeben, wird im folgenden Abschnitt nachgegangen; dabei geht es a) um die Frage der Anzahl beteiligter Disziplinen, b) um ein hilfswissenschaftliches Modell bzw. c) um partnerschaftliche Modelle in der Kooperation und d) um die Frage, inwieweit Philosophie hinsichtlich einer Verhältnisbestimmung zwischen den Disziplinen eine klärende Funktion haben könnte.

### 7.1 Vorüberlegungen: Anzahl

Welche Anzahl beteiligter Disziplinen ist in interdisziplinären Projekten üblich, wie viel wird als sinnvoll erachtet? Bei dieser Frage, die es vorne-

weg zu klären gilt, pendeln sich die Antworten um die Zahl drei herum ein: im „Regelfall 2–3 Disziplinen“ (XV/84), mindestens 3 (III/15; VIII/47), „mindestens 2, 3 bis 5, 6“ (XVIII/105).

Die Zahl 6 wird als Obergrenze zumindest angedeutet: So ist es eben nicht so, dass üblicherweise „bei interdisziplinärem Arbeiten bei 6 Personen 6 verschiedene Disziplinen involviert sind“ (XVI/97); oder: „Wenn man bis zu 6 Disziplinen an den Tisch holt, [ist es ein komplexer Prozess,] bis jeder ein Gefühl davon bekommt, was die anderen können, wie man [miteinander] umgeht – [das] ist dann sehr schwierig.“ (XVI/96) Hinsichtlich der Untergrenze gibt es seltene, oft implizite Überlegungen zu Einzelarbeiten; so wird überlegt, dass die Aneignung anderer Disziplinen widersinnig sei – gerade am eigenen Ungenügen setzt ja die interdisziplinäre *Kooperation* an (XVI/95). Einmal hingegen wird ausdrücklich formuliert, dass man auch einzeln interdisziplinär arbeiten könne, allerdings kaum zu zweit, da erst größere Gruppen wieder einen gewissen Druck erzeugen, sich zusammenzustreiten – zu zweit ist das tendenziell weniger der Fall (XXIX/179); manchmal wird der Gedanke interdisziplinärer Einzelarbeit so ausgedrückt: Es sei sicherlich möglich, „die Zusammenschau mehrerer Disziplinen auf eine Person zu tragen; man ist [dann] ein interdisziplinärer Fall.“ (XXVIII/175)<sup>28</sup>

## 7.2 Das *ancilla*-Modell

Überlegungen zu Einzelarbeiten sind selten gestreut; üblicherweise nimmt man eine drei- bis fünfköpfige Gruppe mit disziplinären Vertretern als Standardfall an. Ein Modell, gemäß dem verschiedene Beiträge ins Verhältnis gesetzt werden, kann als *ancilla*-Modell von Interdisziplinarität bezeichnet werden. In diesem gibt es eine dominante Leitdisziplin, von der das Problem in der Regel aufgeworfen wird, und herrscht starke Fokussierung auf das Ergebnis:

Die Kooperation mit den jeweiligen anderen Disziplinen ist meistens so aufgebaut, dass wir eine Problemstellung für uns definieren und dann somit eine gewisse Leitfunktion ausüben. Ich bin dadurch immer gut vorbereitet und gerüstet für den interdisziplinären

---

<sup>28</sup> Hervorhebung von mir.

Prozess. Die anderen Disziplinen sind dann *einfache Werkzeuge*, die uns behilflich sind und mit uns kooperieren. (III/15)<sup>29</sup>

Dieses Modell ist bekannt (VI/31; XVI/98 u.a.), wird aber vielfach problematisiert, weil diese Ungleichgewichtung in der Regel mit emotionalen Schieflagen einhergeht, das Arbeitsklima verschlechtert und nicht eigentlich als Fall von Interdisziplinarität gelte, „denn Interdisziplinarität muss auf einer Gleichwertigkeit der Disziplinen basieren“ (V/28): „Wenn Partner das Gefühl haben, dass die Mathematik nur ein Werkzeug ist und nicht mehr, dann sehe ich nicht genug Voraussetzungen für erfolgreiches interdisziplinäres Arbeiten.“ (XIV/80) Hier stellt sich auch das „Problem des Ausnützens“ ungleich deutlicher, weil kein gemeinsames Produkt im eigentlichen Sinn erarbeitet wird (XXI/122), „was erfahrungsgemäß sehr demotivierend ist.“ (XVI/98)

Das beschriebene Modell hat zwar den Vorteil, klar strukturiert und stark auf das Ergebnis konzentriert zu sein, kann aber ihre Partner möglicherweise nur schwer halten: Die Variante, in der es eine dominante Leitdisziplin gibt, die „mehr oder weniger dafür werben muss, dass die Anderen mitarbeiten, ist eher eine Form, die auf das Ergebnis bezogen und nicht so interdisziplinär ist.“ (VI/31) Dies ist, so kann summarisch geschlossen werden, weniger als interdisziplinäres sondern vielmehr als „hilfswissenschaftliches Modell“ (XII/66) zu bezeichnen.

### 7.3 Das Partner-Modell

In der Mehrheit der Gesprächen wird partnerschaftlichen Modellen klar der Vorzug gegeben bzw. erst solchen das Etikett ‚interdisziplinär‘ zuerkannt. Das ist keine Absage an Leitfunktionen innerhalb des Projekts (die auch von einem externen Moderator übernommen werden können, cf. Punkt 6.1), aber gegen Dominanzen: „Es darf bei allen bereits vorhandenen leitenden Funktionen keine echte Dominanz geben.“ (XVII/102) Das beginnt bereits bei der Formulierung des Problems, die keine Hegemonie einer Disziplin oder Methode implizieren sollte, da dies „immer zu Widerstand“ führt: Das Problem „wird nicht mit einem Dominanzanspruch formuliert, sondern zuerst als eine Erzählung, die die Anderen informieren soll.“ (XIX/112) Möglichst formale Sprache ist hierbei wichtig, um

---

<sup>29</sup> Hervorhebung von mir.

keiner Disziplin eine terminologische oder konzeptuelle Dominanz zu sichern (XIX/112). Die Partnerschaftlichkeit sollte auch dann gegeben sein, „wenn verschiedene Fragestellungen von mir initiiert“ wird (XVIII/106).

Partner-Modelle ergeben sich am leichtesten dort, wo Probleme von vornherein nicht von einer Disziplin besetzt sind: „Wenn es ein Problem ist, wo *nicht* eine Disziplin eine Monopolstellung hat, dann ist es *notwendig*, dass die Disziplinen gleichberechtigt sind und miteinander arbeiten“ (VI/31; IV/18).<sup>30</sup> Der Gedanke, einen echten Beitrag zum Ergebnis zu liefern, motiviert zudem naturgemäß und ist in diesem Sinne wichtig für ein ergebnisorientiertes Arbeiten (XVII/106).

Summarisch dominiert der Gedanke, dass (ohne dadurch jedwede Leitung zu denunzieren) Interdisziplinarität eine prinzipielle Gleichrangigkeit der verschiedenen Disziplinen impliziert: „Interdisziplinarität ist wie ein Eintopf. Bei einem Eintopf darf auch nicht ein Nahrungsmittel im Geschmack vorherrschen, sondern alles muss zusammen ‚schmecken‘. Wenn ein Lebensmittel zu sehr geschmacklich heraus sticht, dann passt es nicht mehr.“ (XVI/93)

#### 7.4 Philosophie als Brückerbauerin?

Welche Bedeutung könnte die Philosophie für die interdisziplinäre Zusammenarbeit haben? Diese Frage, in den Gesprächen regelmäßig gestellt, wird unterschiedlich, doch grundsätzlich positiv beantwortet: Philosophie kann eine Funktion in Sachen Interdisziplinarität wahrnehmen. Drei eng miteinander verbundene Aspekte werden genannt: Philosophie öffnet die Disziplinen aufeinander hin, stellt grundlegende und für alle relevante Fragen – und kann so als Bindeglied zwischen den Disziplinen fungieren.

a) Offenheit: „Philosophie ist die Lehre der Offenheit“ (VIII/49) – dieser Gedanke taucht in Varianten in mehreren Gesprächen auf: Während Disziplinen strikt disziplinär fragen, steht Philosophie für eine

Offenheit, sich Gedanken zu machen, verschiedene Bereiche durchzudenken, unter unterschiedlichen Ansätzen. In den Disziplinen sieht man natürlich primär den engen Bereich und von jener Sichtweise, die einem gelehrt worden ist. Philosophie kann hier sicherlich öffnen. (XIV/82)

---

<sup>30</sup> Hervorhebung von mir.

Durch Philosophie lernt man, „wie man offen wird, vor allem anderen Disziplinen gegenüber.“ (XIV/82; X/60) In diesem Sinne ist ihr eigentlicher Beitrag nicht, ein konkretes Problem um eine weitere Sichtweise zu ergänzen, sondern sie „ist eher wichtig für das Gesprächsklima.“ (VII/43)

b) Metaebene: Die Fähigkeit, philosophischen Denkens disziplinäres Denken zu öffnen, hängt sicherlich mit ihren Fragen zusammen: „Interdisziplinarität funktioniert absolut auf philosophischer Ebene. Hier kommen die Fragen: Was ist Wissenschaft? Was ist Wissen? Wie funktioniert Erkenntnis? Wie funktioniert Verstehen?“ (IX/55) Interdisziplinarität führt in diesem Sinne „unvermeidbar“ (XX/119) zu philosophischen, vor allem wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Überlegungen – und hierin stellt sie alle Disziplinen betreffende Fragen. Dennoch wird im Bezug auf diese Metaebene Skepsis geäußert: Letztlich bleibt Philosophie „doch sehr dem Theoretischen verhaftet. Philosophie ist eine Metaebene, die über dem Ganzen steht. Wie sie sich in das konkrete wissenschaftliche Arbeiten einbringen lässt, da bin ich überfragt.“ (V/30) Allerdings werden sehr wohl konkrete Forderungen an die Philosophie erhoben, i.e. Leistungen, die sich Disziplinen von ihr erwarten: eine nicht anmaßende Wissenschaftstheorie (XXIII/138) bzw. eine ‚vernünftige‘ Ethik und Erkenntnistheorie:

Vernünftig meine ich – so [...], dass es die Mehrheit versteht. Hier sollte sich unter diesen Aspekten gefragt werden: ‚Was nützt das Ganze?‘, ‚Wo wollen wir hin?‘ Grundprinzipen von: ‚Wie können wir was überhaupt erkennen?‘, ‚Wie intensiv können wir etwas erkennen?‘. Dies wäre als allgemeines Statement quer durch die Fakultäten wichtig. (XXIV/149)

Die Metaebene wird durchaus auch als Vorteil aufgefasst (IX/55) und kann Philosophie als wichtige wissenschaftliche Begleiterin qualifizieren: „Dadurch sollte man sich die Fragen stellen, die normalerweise in den meisten Disziplinen nicht gestellt werden. Jeder sollte ein bisschen ein Philosoph werden.“ (XII/70–71)

c) Brückenbauerin: Durch metatheoretische Überlegungen kann Philosophie als Mediatorin oder Katalysatorin auftreten (IX/55) – und schließlich als Brückenbauerin: „Philosophie kann sicher eine gewisse Binfunktion bei Interdisziplinarität innehaben“ (XIII/73), weil man durch wissenschafts- oder erkenntnistheoretische Fragen auf einen *common ground* der Wissenschaften zurückgeholt wird und so „die

Gesprächsgrundlage nicht verloren geht. Ich denke, Philosophie könnte hier eine Art Bindeglied zwischen den Disziplinen bilden.“ (VII/43)

### *7.5 Fazit*

Obwohl mitunter der Gedanke der Einzelarbeit auftaucht, ist die gängige Vorstellung interdisziplinärer Zusammenarbeit eine Projektkooperation mit drei bis fünf beteiligten Disziplinen. Das Verhältnis derselben zueinander kann eher hilfswissenschaftlich gedacht sein (Disziplin B arbeitet Disziplin A zu bzw. ist Werkzeug für Disziplin A), wird dann von Interviewpartnerinnen aber nur selten als tatsächlich ‚interdisziplinär‘ anerkannt; üblicherweise herrscht die Vorstellung partnerschaftlicher Modelle vor, in denen disziplinäre Mitarbeiter gemeinsam an einem gemeinschaftlichen Produkt zusammenarbeiten – und weder benutzt noch ausgenutzt werden. Die Philosophie wird von den Interviewpartnerinnen in der Regel als nützlich insofern angesehen, als sie anderen Disziplinen gegenüber öffnet, eine Metaebene darstellt und über gemeinsam relevante Fragestellungen als Brückenbauerin fungieren kann.

## 8. Das Problem und seine Lösung

Interdisziplinäre Kooperationen arbeiten sich, so wie andere wissenschaftliche Praxis auch, an Problemen ab; das Problem im Falle interdisziplinärer Zusammenarbeitens ist dergestalt, dass a) es einzelwissenschaftlich nicht mehr adäquat behandelt werden kann und *daher* Kooperationen angestrebt werden; dass b) es in der Folge ein gemeinsames Verständnis über dieses Problem herzustellen gilt, und dass c) in Bezug auf es ein gemeinsames ‚Produkt‘, in dem einzelne Beiträge möglichst dicht vernetzt und integriert sind, herzustellen ist. Diese drei Momente stellen einzeln nochmals spezielle Anforderungen an die Teilnehmer; dies wird im folgenden Abschnitt dargestellt.

### 8.1 Überforderung einer Disziplin

#### 8.1.1 Anlass und Motivation: Leiden an der Unzufriedenheit

Anlassfall für den Weg in ein interdisziplinäres Projekt ist die „Unzufriedenheit mit den Lösungen“ (IV/20) oder die „Erkenntnis, dass ich eine gewisse Fragestellung nicht alleine lösen kann“ (XXIX/180):

Bei uns ist das Leiden an der Begrenztheit der eigenen Disziplin Ausgangspunkt für die gemeinsame Arbeit. Wir haben alle die berufliche Erfahrung gemacht, dass in der disziplinären Arbeit keine ausreichenden Problemlösungen da waren. Das verbindet und motiviert unsere interdisziplinäre Zusammenarbeit. (IV/23)

An den Erkenntnismomenten, alleine überfragt und von seiner Ausbildung her inkompetent zu sein, entsteht „die wissenschaftliche interdisziplinäre Basis.“ (II/9) Idealerweise verbindet sich die Einsicht, Hilfe zu brauchen, mit der Eigenschaft, „dass man sich von Anderen helfen lässt“ (XIX/116) – es braucht also zuvorderst das Eingeständnis eigener Inkompetenz; weil dies ein zentrales Moment im persönlichen Prozess hin zur Interdisziplinarität sei, äußert ein Gesprächspartner Zweifel daran, dass Doppelstudien notwendig interdisziplinäres Denken förderten: Mit einem weiteren Studium reagiert man (sinngemäß) auf eigene Inkompe-

tenz gleichsam expansiv, während Interdisziplinarität auf dem Gedanken der Selbstbescheidung und –relativierung aufruhe (VI/38–39).<sup>31</sup>

Diese expansive Logik kann Grund verschiedener Fehler zu Beginn sein, bei denen man – aus dem Leiden an der eigenen fachlichen Begrenztheit – übers interdisziplinäre Ziel schießt:

Am Anfang bin ich in die Falle getappt, dass ich der Meinung war, wenn ich interdisziplinär arbeite, wenn ich erfolgreich und effizient interdisziplinär arbeiten möchte, dann muss ich mir das ganze Repertoire der anderen aneignen. Aber dies ist ja genau die ‚Absurdität‘, denn sonst müsste ich ja nicht interdisziplinär arbeiten – denn ich versuche alles in meine Person zu vereinigen. (XVI/95)

Mit anderen Worten: „Man muss sich hüten, in den Nachbardisziplinen ein vollständiger Spezialist werden zu wollen.“ (XXX/189) Dies erfordert, wie bereits in Punkt 4.2 erläutert wurde, Mut zum Risiko, zum Dilettieren und zu kleinen Blamagen.

Summarisch gesprochen: Wenn ich „mit mir, meiner Disziplin und meinen Gedanken zufrieden bin, dann benötige ich Interdisziplinarität nicht“ (XXVII/169) – verlässt einen aber dieser Frieden und beginnt man an den eigenen Grenzen, Antworten und Lösungen zu leiden, ist dies der wesentliche Impetus interdisziplinären Arbeitens.

### 8.1.2 Die Problemhändigkeit des Materialobjekts

Interdisziplinarität heißt, mehr „in Problemen als in Disziplinen zu denken.“ (IV/24; XIX/112 u.v.m.) Diese grundlegende Einsicht zieht sich durch alle Interviews. „Reale Probleme sind alle so, dass man es von unterschiedlichen disziplinären Perspektiven betrachten kann“ (XXV/155) – es qualifiziert ein Problem geradezu als *wirkliches* Problem, wenn es nicht nur Angelegenheit eines Faches ist; ist es nämlich das, so ist es künstlich (XXV/155). In der Regel „teilt man dann ein gemeinsames Materialobjekt und die Differenz bezieht sich dann auf das Formalobjekt.“ (VIII/50)

Fehlt die übergreifende Fragestellung oder erweist sich das Materialobjekt zu wenig problemhändig, leichtgewichtig oder ungeeignet (IV/23), sind Projekte sinnlos:

---

<sup>31</sup> Vgl. die damit einhergehende Kritik an Doppelstudien in Punkt 2.2.1., hier b).

Wir hatten so einen Fall: Eine Gruppe von Archäologen und angelagerten Disziplinen, die versucht haben ein größeres Projekt aufzuziehen, wobei es hier mehr um das Projekt, als um das eigentliche Ziel ging. Dies war dann eigentlich schon von vornherein zum Scheitern verurteilt, was dann auch geschah. (I/6)

Diese wäre ein Fall von Etikettenschwindel, zumindest aber schlampiger Etikettierung; ähnlich bewertet wird auch ein Modell, bei dem man Ergebnisse, Modelle oder Konzepte einer Disziplin in andere Bereiche exportiert – ohne darin Experte zu sein und ohne eigentlichen Problemdruck.<sup>32</sup> Kriterium wie Fluchtpunkt interdisziplinären Arbeitens ist das Problem: Es gilt festzuhalten, „dass das entscheidende am interdisziplinären Prozess das gemeinsame Problem ist“ (XIX/112).

Dieser Punkt, wiewohl prinzipiell Gut eines Grundkonsenses über Interdisziplinarität, wird auch problematisiert: Das Materialobjekt existiert schließlich nicht jenseits des Formalobjekts. „Ich denke, dass in Disziplinen oder Problemen zu denken eher dialektisch zusammenhängt. Und ich brauche Disziplinen um Probleme überhaupt wahrzunehmen. Und ich brauche Disziplinen, die mir Perspektiven eröffnen“ (IX/55). Das ist insofern zu bedenken, als sich hier die Frage stellt, ob das, was für eine Disziplin als Problem gilt, für die andere ein solches ist (wenn es dies nicht ist: Wie ist dann diese Disziplin anders als hilfswissenschaftlich in ein Projekt zu integrieren?) – vor allem aber: Wie kann man das ‚Problem‘ von einem Fach in das andere übersetzen – nach wissenschaftlichen Qualitätsstandards, ohne alltagssprachliche Vereinfachungen und Verzerrungen?

Ein weiterer Aspekt in diesem Zusammenhang ist die Frage, woher das Problem kommt bzw. wer es vorgibt. Dies scheint von Institution zu Institution bzw. auch von Projekt zu Projekt verschieden zu sein; zum einen wird hier auf Auftraggeber verwiesen (IV/19), oder auf einzelne Disziplinen (VIII/45) bzw. den disziplinären Forscher (XVI/93), bei dem sich die Fragestellung „persönlich von ‚unten‘ heraus“ entwickelt (XXI/121), zum anderen wird auf vorhandene gesellschaftliche Problemfelder hingewiesen (IV/18) bzw. implizit auch auf die Motivation durch bestimmte geteilte ‚Optionen‘ (XXII/134). Interdisziplinäre Probleme

---

<sup>32</sup> Man „sagt, wir haben jetzt so viel über künstliche neuronale Netze gearbeitet, es wäre schade, wenn wir dieses Wissen nicht schnell auf die Finanzwirtschaft übertragen würden und da eine Aktienkursprognose machen, ohne dass wir Spezialisten für Finanzmärkte sind. Das ist eine Wiederverwertung“ (XXX/185)

scheinen damit nicht prinzipiell anders als disziplinäre als Forschungsfrage entdeckt zu werden (eine Mischung aus Aufträgen, persönlichen Forschungsinteressen, gesellschaftlichem Problemdruck etc.), sondern vor allem hinsichtlich ihrer Bearbeitung anders geartet zu sein.

## 8.2 Arbeit an gemeinsamer Sprache und Verständnis

### 8.2.1 Das Problem verschiedener Sprachen

Unter Interdisziplinarität kann man „die Herstellung eines gemeinsamen Verständnisses in einer Frage über die Disziplinen hinweg verstehen.“ (IV/18)

Das erweist sich als „Grundproblem“ (III/15; XIV/78 u.v.m.) in interdisziplinären Arbeiten: „Die Durststrecke in der disziplinären Arbeit ist die Tatsache, dass es so schwierig ist, sich miteinander zu verständigen“ (IV/24)<sup>33</sup>: „Wenn ich das Wort ‚Gesellschaft‘ verwende und mit Soziologen [...] oder mit Theologen zusammensitze oder mit Historikern, dann wird jeder ein anderes Bild davon haben.“ (XVI/97) Nicht nur Terminologien, sondern auch disziplinär-typische Sprechweisen und -stile erweisen sich als Hürden in der Kommunikation: „Es gibt eine Sprache, die z.B. die der Wirtschaftswissenschaften ist, die für die Politikwissenschaft nicht leicht zugänglich ist. Es gibt eine Sprache der Politikwissenschaft, die wiederum für die Geschichtswissenschaft nicht leicht zugänglich ist.“ (XXXI/193) Obwohl es sehr wohl der Fall sein kann, dass Sprachprobleme „sofort deutlich“ werden (XXIV/146), gibt es doch verräterische Homonymien, die nicht gleich erkannt werden und verhängnisvolle Konnotationen, die langfristig wirken:

Die Soziologen, die Politikwissenschaftler, die Historiker, die Regionalwissenschaftler haben alle eine andere Definition von ‚Entwicklung‘ gehabt. Und wir haben hier sehr lange gebraucht. Wir sind bis zu diesem Zeitpunkt schon zehnmal zusammengekommen und haben Konzepte diskutiert – und sind dann erst darauf gekommen, dass wir eigentlich ein Problem miteinander haben. Wir haben bis zu diesem bestimmten Zeitpunkt nicht wirklich begriffen, dass das Problem in einer unterschiedlichen Auffassung von Wörtern liegt. (XXIX/178)

---

<sup>33</sup> Hervorhebung von mir.

Ich habe es z.B. erlebt, dass an einem unserer interdisziplinären Projekte ein Soziologe mitgearbeitet hat und wir erst nach einem Jahr darauf gekommen sind, dass er eigentlich unseren Begriff von Religion für ‚blöd‘ hält. (VIII/52)

Es gibt eine Reihe von Hinweisen, auf welche Sprach- und Verständnisproblemen im interdisziplinären Arbeiten zu begegnen ist; mitunter werden Verständnisprobleme auch als Indiz für tatsächlich interdisziplinäres Arbeiten bewertet (XIII/75) und als motivierend empfunden (XX/118; XXIII/139 u.a.).

Bereitschaft und Offenheit sind abermals Schlüsselwörter: „Meiner Meinung nach, ist die Terminologie die äußere Hülle und es kommt sicher am meisten auf die involvierten Personen darauf an.“ (I/4–5) Diese sollen die Bereitschaft mitbringen, die andere Sprache verstehen und lernen zu wollen (VII/42; XXI/121) und die Offenheit, eigene disziplinäre Anliegen in einfacher Form zu kommunizieren: Man muss lernen, „wie man das, was man selbst sagen will, so ausdrückt, dass es die Anderen verstehen, dass man es in das Projekt ‚hineinkommuniziert‘, und etwas gemeinsam produziert, was gemeinsam verstanden wird.“ (VI/35; XI/63) Dazu braucht es eine Fähigkeit, disziplinäre Zusammenhänge zu erklären und ‚herunterzubrechen‘ (XIV/79), ohne zu vereinfachen. Mehrere Gesprächspartner weisen hier darauf hin, dass die Identifizierung von ‚Kompliziertheit‘ und ‚Wissenschaftlichkeit‘ aufzulösen sei – ein Irrglaube, der sich folgendermaßen darstellt: „Man ist dann der tolle Wissenschaftler, wenn man nicht verstanden wird.“ (XXIII/141)

Ein wichtiger Leitsatz für mich ist: ‚Eine Forschungs idee, die man einem intelligenten 16jährigen nicht in 10 Minuten erklären kann, ist keine gute Forschungs idee‘. Das glaube ich auch, denn kompliziert werden die Darstellungen immer, wenn man Unordnung im eigenen Kopf hat und wenn man sich daran orientiert, wird auch die interdisziplinäre Kommunikation leichter. (XXX/188)

Wer „einen Gedanken wirklich verstanden hat, kann dies auch einfach sagen, ohne dass hierbei an Substanz verloren geht“ (IX/53).

Es wird empfohlen, gerade anfangs gewisse „Kernbegriffe“ abzuarbeiten (XVI/97) – eine durchaus auch quälende Angelegenheit: „Das ist natürlich schon schmerzlich, wenn man seine eigene Definition verlassen muss.“ (XVII/101). Die tatsächliche Aufgabe eigener Definitionen wird insofern kritisch angefragt, als gerade über sie unterschiedliche Zugänge

zu Problemen vermittelt werden; hier können auch multidisziplinäre Veranstaltungen, die nebeneinander ihre Ansätze und Terminologien präsentieren, bereits eine hilfreiche begriffliche Sensibilität für andere Disziplinen erzeugen (VI/32); nötig ist in diesem Sinne eine Akzeptanz anderer Begriffe und Konzeptionen: Es sollte also „kein Zwangsmodell gemacht werden, aber ein Sortiment an Informationen, damit man weiß: ‚Wer meint was, wenn er etwas sagt?‘“ (XVI/97) Spricht man der man der Sprache eine „zu große Bedeutung“ zu und will am Beginn alle „sprachlichen Eventualitäten“ festlegen, gibt es die Gefahr,

dass man bei der Begriffserklärung stehen bleibt. Man kann auch einen originelleren Rahmen schaffen und sagen, dass man für bestimmte Begriffe ein Glossar anlegt und dieses wird verwendet, um wichtige Begriffe zu deponieren, die andere beschäftigen, die Missverständnisse erzeugen könnten. Ich denke, mit dem Ziel immer zu einer gemeinsamen Definitionserklärung zu kommen, ist man der Gefahr ausgesetzt, sich zu sehr auf diesen Problembereich zu konzentrieren. Und man verschwendet zuviel Zeit für diese Vorbereitung oder Begriffsdefinition. (XII/67)

Für diese Kritik spricht auch, dass sich gemeinsames Verständnis weniger am Reißbrett der Projektplanung, sondern eher im Laufe der gemeinsamen Arbeit herstellt, d.h. dass man sich sprachlich aufeinander einspielt und sich so gemeinsame Terminologien zu entwickeln beginnen: Wir „haben inzwischen unsere eigene interdisziplinäre Sprache, die [...]–Sprache entwickelt.“ (IV/22; VI/35 u.a.)

### 8.2.2 Das Problem verschiedener Denkmodelle

Ein Aspekt, der über Probleme mit Terminologien oder Sprechstile hinausgeht und als weiteres Kommunikationsproblem angesprochen wird, ist das Verständnis ‚paradigmatischer‘ Denkmodelle und Methodologien der beteiligten Disziplinen; eine jede hat unterschiedliche „Grundvorstellungen [...], wie bei ihr ein Modellbildungsprozess abläuft.“ (XXX/183) Hier treten Differenzen zutage, die man sich bewusst machen sollte; es ist dabei nicht erforderlich, „ein Experte in allen Disziplinen [zu] werden, das ist klar. Aber man braucht ein Grundverständnis von den Werten, auf die in dem Projekt gebaut wird: Was sind die theoretischen Zugänge, was sind

die Modelle?“ (XVI/97) Solche Grundkenntnisse sind unabdingbar, um produktiv zu arbeiten: Das heißt,

biomedizinische, naturwissenschaftliche Paradigmen der Medizin [...] [müssen] von den eher geistes- und sozialwissenschaftlich orientierten Disziplinen mindestens verstanden werden, sonst kann man da nicht arbeiten. Oder die Art und Weise, wie Naturwissenschaftler in Modellen und Wirklichkeitskonzeption denken und eher in quantitativen Input-, Outputkriterien etwa Evaluationen anlegen, muss überhaupt mal verstanden werden, damit man daneben auch qualitative oder evaluative, systemisch-evaluative Methodologien entwickeln kann. (XXII/128)

Bestimmte Konzepte eignen sich dabei besonders gut für Transfers oder als Modelle in anderen Fragestellungen; es sind dies Konzepte, die „einfache, formale Eigenschaften haben, die man ungeachtet des thematischen Bereichs verwenden kann. Ich meine z.B. operative Geschlossenheit, strukturelle Koppelung, Prozesseigenschaften und Dynamik von Prozessen.“ (XIX/112) Als Gegensatz zu solchen ‚flexiblen‘ Konzepten können ‚enge Modellwelten‘ gesehen werden (XIX/115).

Die Möglichkeit, sich initiativ einzubringen, Interdependenzen herzustellen und das interdisziplinäre Gespräch am Laufen zu halten, hängt daher also nur zu einem Teil am Verständnis einzelner Begriffe; ebenso hilfreich und nicht davon zu trennen ist die intensive Auseinandersetzung mit anderen Methoden, Modellbildungsprozessen und Wirklichkeitskonzeptionen – und das kann sogar in Ehen eine geraume Zeit beanspruchen:

Meine Frau ist Biologin. Und ich würde sagen, dass man 4-5 Jahre braucht bis man wirklich weiß, warum aus der Sicht der Biologie ein bestimmter Ansatz logisch ist und was die meinen, wenn sie von einem ökologischen ‚Mischer‘ reden. Und genauso lang brauchen wir, wenn wir sagen, da muss eine ‚Konsumentenrente‘ berücksichtigt werden, dass sie nicht sagen: ‚OK, das hat mit Geld zu tun und das passt mit Umwelt nie zusammen‘ (XXX/183-184)

### 8.3 Orientierung an Lösung und Produkt

Interdisziplinäre Arbeit will in Bezug auf ein Problem eine Lösung bzw. ein Produkt herstellen; hier treten nochmals spezifische Probleme auf: a) Wie hat diese Lösung bei interdisziplinären Projekten idealiter auszusehen – und welche Probleme, etwa hinsichtlich einer ‚Publikationsgerech-

tigkeit' ergeben sich daraus im Weiteren? b) Welche Probleme sind bei der Vermittlung dieser Ergebnisse in Rechnung zu stellen?

### 8.3.1 Eine ‚synthetische‘ Lösung

Die „Grundidee“ interdisziplinären Arbeitens ist, dass man „gemeinsam an einem definierten Problem, an einem gemeinsamen Produkt arbeitet“ (XIX/113) – deutlicher: „Es läuft darauf hinaus, dass man versucht ein gemeinsames Produkt herzustellen [und es] gemeinsam präsentiert“ (VI/34).

In der Charakterisierung dieses Produkts wird vielfach auf defizitäre Formen rekurriert, d.h. vor allem negativ beschrieben, was interdisziplinäre Produkte *nicht* sind: Sie sind keine Publikationen, in denen eine „additive ‚Schrebergarteninterdisziplinarität“ (XXII/128) oder „ein multidisziplinäres ‚Nebeneinander“ (XIX/114) herrscht und bei denen die eigentliche „Syntheseleistung [...] dem Publikum und dem Moderator [...] überlassen“ würde (XXII/126); das Produkt interdisziplinären Arbeitens ist kein bloß „additives Ergebnis“ (XVI/98), das eigentlich als paradisiplinar zu bezeichnen wäre (XX/118).

In den Gesprächen werden mehrere Begriffe verwendet, um ein Ergebnis als tatsächlich interdisziplinär zu qualifizieren: Interdependenz der einzelnen Beiträge (XIX/114), eine Integration (XXII/128), die den Bericht zwar „nicht größer“ macht, aber „qualitativ“ verändert (XV/88), Synthese (XVI/98), Vermittlung und Verdichtung (XXVI/161), Verschmelzung disziplinärer Einzelleistungen bzw. harmonisches Ganzes (XVII/100)

Das Verständnis, das in den letztgenannten Beschreibungen zum Ausdruck kommt, geht am weitesten: „Bei Interdisziplinarität wird der Einzelbeitrag einer Disziplin nicht mehr erkannt, sondern [vielmehr gilt,] dass er im Gesamten verschmilzt, d.h. Methode / Terminologie / Theorie / Konzeption insgesamt ein harmonisches Ganzes bilden.“ (XVII/100) Das verweist auf ein Problem, das sich bei der Präsentation des Produkts stellen kann: Mit den Disziplinen können auch die Leistungen der Wissenschaftler ineinander fließen und klare Leistungszuordnungen schwierig werden. Wenn „man in einem Team an etwas arbeitet, dann kann man bei dem Endprodukt nicht mehr so deutlich festlegen, welcher Teil nun von wem stammt. Und hier ist das Problem der Publikation: Wer bekommt die Punkte? Und wer steht auf dem Buch?“ (IX/52) Das tangiert Fragen der

Publikationsgerechtigkeit: Es kann bspw. passieren, „dass der Partner durch die interdisziplinäre Arbeit ein Produkt schafft, das höher gestellt ist als meine disziplinäre Lösung. Er hat somit mein Wissen für seine Disziplin genutzt und nicht für ein gemeinsames Produkt.“ (XXI/122) Dies ist ein klarer Fall von „Vertrauensbruch, wenn ein Teilnehmer [oder der Projektleiter] die Ergebnisse für sich und nur für seine Disziplin verwenden wollen würde.“ (VI/34) Es braucht daher

Fähigkeiten zu teilen. Das ist sehr heikel bei den Publikationen: Wem gehört welche Erkenntnis? Wer kann mit welcher Erkenntnis an welche Öffentlichkeit gehen? Wir haben ein sehr transparentes Verständigen, was mit wem publiziert wird, wer mit wem Herausgeber ist, wer Artikel schreibt. Das ist die zentrale Frage. Teamfähigkeit ist für die interdisziplinäre Arbeit die Schlüsselfrage. Können sie miteinander Erfolg teilen? Könnte ich nicht teilen, hätte ich ständige Fluktuation der Mitarbeiter. (XXII/133)

Bei konsequent ‚synthetischen‘ Ergebnissen werden Leistungsaufschlüsselungen komplex; das ist nicht nur wissenschaftsethisch relevant, sondern auch eine Anfrage an die herkömmliche Wissenschaftsorganisation und deren Idealtyp des erfolgreichen und exzellenten Wissenschafters – der als Einzelgänger gedacht wird und bei dem Leistungen leichter verrechenbar sind (IX/52).<sup>34</sup> Misst man interdisziplinäre Forschende anhand dieses Maßstabs, können sie vielfach nur schwerlich entsprechen.

Scheitert ein Projekt – ein Fall, der mehrfach erwähnt wird (I/6; XXVI/162; XXIX/179) – ist ein gemeinsamer Bericht dennoch angeraten: „Wenn ein Projekt aufgrund zu starker Differenzen der Teilnehmer nicht abgeschlossen werden kann oder zerbricht, wird natürlich trotzdem ein Schlussbericht und ein Ergebnis geliefert. Aber man liegt hier [vielleicht] ‚nur‘ weit hinter den eigens gesetzten Zielen“ (XVI/99). Summarisch gesprochen bleibt das (negative) Kriterium des interdisziplinären Produkts, mehr als eine additive Sequenz von disziplinären Einzelbeiträgen zu sein: „Die wesentliche Dimension ist die Integration der unterschiedlichen Fachperspektiven.“ (XXII/128)

---

<sup>34</sup> Vgl. auch die Ausführungen in Punkt 5.4 zum Typus des Einzelkämpfers.

### 8.3.2 Vermittlungsfragen

„Ein weiteres Problem, welches eher mit der Präsentation des Gesamten zusammenhängt, ist die Schwierigkeit für interdisziplinäre Projekte eine Öffentlichkeit zu finden“ (VI/36)

Disziplinäre Forschung kennt diese Überlegungen nicht, insofern es etablierte Foren gibt, und daher in Vermittlungsfragen vielfach weniger zur Reflexion gezwungen ist: „Man kommt als Wissenschaftler mit ein paar Spezialisten weltweit zusammen und kann sich somit auf die Internationalität berufen, braucht kein breiteres Publikum“ (XXIII/140) und hat seine Publikation nach dem Kongress mehr oder minder sicher. In die für interdisziplinäre Projekte notwendige Reflexion über die Foren, in denen man seine Ergebnisse platzieren kann, sind zwei Problembündel eingeflochten, die disziplinäre Forschung in der Regel kaum bzw. weniger betreffen: Probleme in der (Retour-)Kommunikation mit der eigenen Disziplin bzw. Probleme in der Präsentation an Auftraggeber, Gesellschaft u.ä.

Die Schwierigkeiten der Retourkommunikation in die eigene Disziplin wurde in Punkt 1.4 bereits als Indiz dafür gewertet, dass Disziplinen hinsichtlich der wissenschaftlichen Qualität interdisziplinärer Forschungsergebnisse skeptisch sind: Wer „sich über seine Disziplin hinausbewegt oder den eigenen Bereich zu sehr verlässt, der droht Gefahr, aus bestimmten disziplinären *communities* hinauszufallen.“ (XII/66) Grundsätzlich lassen sich wissenschaftliche Arbeiten innerhalb angestammter Disziplinengrenzen ungleich leichter publizieren – mit all den Konsequenzen hinsichtlich Reputation, Publikationspunkten und Karriereplanung.

Ein anderes Problem ergibt sich hinsichtlich der Vermittlung der Ergebnisse an die Gesellschaft oder als Auftraggeber fungierende Institution:

Die größte Herausforderung, die noch nicht ausreichend gelöst ist, ist die Vermittlung des Wissens an die Menschen, an die Einrichtungen, damit sich diese die Erkenntnisse nutzbar machen. [...] Das bedeutet konkret, dass wir Produkte in ganz unterschiedlichen Sprachen brauchen, für unterschiedliche Adressaten. (IV/22)

Dabei scheinen gerade interdisziplinär Forschende eine gewisse Sensibilität für derlei Vermittlungsfragen zu entwickeln: „Wenn schon Vertreter verschiedener Disziplinen nicht in der Lage sind zu kommunizieren, wie soll Kommunikation zwischen Gesellschaft und Wissenschaft funktionieren?“ (II/11) Wo man sich verpflichtet fühlt, gesellschaftsrelevante Prob-

leme zu analysieren und zu kommunizieren, wird eine solche fragende Sensibilität besonders deutlich: „Wie thematisieren wir Probleme, die in der Gesellschaft latent sind, ohne uns durch politische oder pragmatische Möglichkeiten einzuschränken“ (XXVI/162) – d.h. bspw. ohne allzu große Übersetzungsverluste? Eine Möglichkeit ist es, dabei „mit Journalisten zusammenzuarbeiten, denn die Ergebnisse müssen ja via Medien transportiert werden und dies ist bei interdisziplinärem Arbeiten natürlich schwierig“ (XVI/94), weil es auch hier keine sicher ausgetretenen Pfade gibt. Diese Aspekte summierend, kann gesagt werden: Es reicht nicht,

nur ein spannendes interdisziplinäres Buch zu schreiben, oder die Ergebnisse auf etwaigen Internet Seiten zu publizieren, man muss sich überlegen: *Wen* will ich erreichen? *Was* will ich erreichen? *Was* sind die Formen, in denen so etwas wirksam werden kann? Ich denke, dass sich die klassischen Disziplinen diese Fragen nicht stellen, da es ja nicht unbedingt notwendig ist. Denn es gibt in jeder Disziplinen verschieden Formen, wo man rezipiert wird, das sind die klassischen Zeitschriften, das sind die klassischen *papers* wo man publizieren muss. Dies existiert im interdisziplinären Arbeiten jedoch nicht, da es solche institutionellen Ausprägungen nicht gibt. Denn es gibt ‚die Tagung, wo man hingehen muss‘ nicht, es gibt ‚die Zeitung, wo man publizieren muss‘ nicht, da es ja in jeder Disziplin eine andere ist. (XVI/94–95)<sup>35</sup>

#### 8.4 Fazit

Die ursprüngliche Motivation für Interdisziplinarität ist das Leiden an unzureichenden Lösungen und disziplinären Grenzen – Ausgangspunkt ist daher die Erkenntnis, dass die eigene Disziplin mit dem anstehenden Problem alleine überfordert ist. Das gemeinsame Materialobjekt und der davon ausgehende Problemdruck werden zum Bindeglied der beteiligten Disziplinen, während die Formalobjekte differieren. Es gilt vorrangig, ein gemeinsames Verständnis über das Problem herzustellen und dabei eigene Terminologien zwar nicht aufzugeben, aber einen gewissen Abstand zu ihnen einnehmen zu können, um Vermittlungen und produktive Gespräche zu ermöglichen. Als notwendig wird hier von Gesprächsteilnehmern auch die Kenntnis anderer disziplinärer Denkmodelle und Wirklichkeits-

---

<sup>35</sup> Hervorhebung von mir.

konzeptionen erachtet; das Produkt der Zusammenarbeit schließlich sollte ein Ganzes bilden, das die einzelnen Beiträge synthetisch (teilweise im weiteren, teilweise im engeren Sinn) inkorporiert – mit all den Problemen, die etwa die Frage nach gerechter Publikation mit sich bringt. Es ist in diesem Zusammenhang notwendig, Vermittlungsfragen zu reflektieren, zumal keine etablierten Institutionen und Foren für interdisziplinäre Ergebnisse bestehen.

## **Fazit: Luxus oder Muss?**

Die abschließende Frage in den Interviews bezog sich auf die Einschätzung von Interdisziplinarität: Ist interdisziplinäres Arbeiten Luxus oder Notwendigkeit? Die Antworten sind auf den ersten Blick unterschiedlich und reichen von „Absolutes Muss!“ (V/30; XIV/83) bis zu skeptischen Bemerkungen: Es ist etwa insofern Luxus, als „die wichtigsten Gesellschaft relevanten Erfindungen [...] doch meistens sehr disziplinäre Bereiche“ waren (XXI/124).

Zurückhaltende Bemerkungen, wiewohl als *abschließende* Antwort auf die genannte letzte Frage selten, finden sich innerhalb der Gespräche immer wieder; hier wird kritisch bemerkt, dass es einen regelrechten „Kult der Interdisziplinarität“ gebe (XXIII/141): Der Begriff ist „modisch“ geworden und scheint oft aus „strategischen Gründen“ auf (XXIX/178); daher hat man es, weil disziplinäres Arbeiten eigentlich vielfach ausreicht (XII/71), oft mit „Etikettenschwindel“ zu tun (XXX/184), bei dem der Begriff „als Image verwendet [...], aber nicht wirklich erreicht“ wird (VI/40). Gegen die Hypostasierung jedenfalls gilt, dass interdisziplinäres Zusammenarbeiten eine „Arbeit wie jede andere auch“ ist – und „nicht ‚die‘ Erleuchtung“ (VI/40): Man muss daher

aufpassen, denn Interdisziplinarität ist in der Gesellschaft allgemein viel zu positiv besetzt. Es wird oft vertreten, dass alles, was interdisziplinär aufgebaut ist, gut ist. Interdisziplinarität ist ein gutes Etikett, aber wenige machen sich wirklich Gedanken darüber: Was meint man genau mit Interdisziplinarität? Dies ist schwierig, denn es kann in einer hohlen Phase enden. (XII/66)

Häufiger jedoch sind positive Antworten, etwa: „Für mein wissenschaftliches Arbeiten gibt es keine Alternative zu Interdisziplinarität, es ist jeden-

falls nicht zu umgehen und ist somit kein Luxus.“ (XX/119) Hier zeigt sich, dass durchgängig eine pragmatische Schicht in positiven wie etwas skeptischen Antworten eingelagert ist, d.h.: Die Frage nach ‚Luxus oder Muss‘ wird in der Regel an konkrete Aufgaben und Problemstellungen rückgekoppelt – etwa gesellschaftlich relevante Fragestellungen: „Wenn ich schaue, was kann Wissenschaft für die Gesellschaft leisten, dann glaube ich, ist Interdisziplinarität ein Muss.“ (II/11) Wer bspw. von gesellschaftlichen Problemen aus forscht und sich der Gesellschaft (und nicht allein der Disziplin) verantwortlich weiß, wird aufgrund der Komplexität der vorhandenen Probleme weniger geneigt sein, strikt disziplinar zu arbeiten: „Interdisziplinarität ist ein Muss der Gesellschaft willen“ (IX/55). Sie ist daher insofern ein Muss, als das zu behandelnde Problem nicht von einer Disziplin umfassend behandelt werden kann:

In meinem wissenschaftlichen Bereich gibt es zu Interdisziplinarität keine Alternative, denn meine komplexen Fragestellungen im Randbereich von einer zur anderen Disziplin kann ich alleine nicht bewältigen (I/6)

Für unsere Projekte brauchen wir einfach die Unterstützung von diversen anderen Disziplinen, ohne die wir nicht unsere gestellten Aufgaben lösen könnten. Für mich war es zuerst kein Wunsch, auf interdisziplinärem Level zu arbeiten, sondern [...] eine Notwendigkeit. (III/15)

Damit wir unsere vorgenommenen Problemlösungen erreichen, müssen wir uns mit anderen Disziplinen arrangieren und deren Meinung über bestimmte Bereiche inkorporieren, was letztendlich für die Qualität der Arbeit entscheidend ist. (VII/41)

Für ein Resümee bleibt der Eindruck grundsätzlich positiver, pragmatisch begründeter Antworten: So gibt es zwar durchaus Fragen, „die disziplinar beantwortet werden sollten und nicht sofort in interdisziplinärer Kooperation“ (XII/67), aber dennoch ist für „bestimmte Fragestellungen [...] Interdisziplinarität *ein absolutes Muss*.“ (XIX/116)<sup>36</sup> Und hier steht zumindest zu vermuten, dass es „nur noch wenige Fachrichtungen [gibt], die es sich leisten können, [im strengen Sinn] *nicht* interdisziplinär zu sein.“ (XIII/76)

---

<sup>36</sup> Hervorhebung von mir.